

Membre de l'université Paris Lumières

## **Juan-Eduardo Tesone**

# **Inceste et Nomination**

Thèse présentée et soutenue publiquement le 12/03/2021

En vue de l'obtention du doctorat de Psychologie de l'Université Paris Nanterre sous la  
direction de M. le Pr François Pommier (Université Paris Nanterre)

Jury \* :

Rapporteur :	<b>M. le Pr Alain Ducouso- Lacaze</b>	<b>Université de Poitiers</b>
Rapporteuse :	<b>Madame la Pr Isée Bernateau</b>	<b>Université de Paris</b>
Membre du jury : Président	<b>M. le Pr Gérard Pirlot</b>	<b>Université de Toulouse</b>

E 5710 E

# PSYCHE

Zeitschrift  
für Psychoanalyse  
und ihre Anwendungen  
Herausgegeben von  
Margarete Mitscherlich

*José Brunner*

Freud und die Politik der Religion

*Hartmut Raguse*

Psychoanalyse und Bibelauslegung

*Juan Eduardo Tesone*

Inzest – das aufgelöste Dreieck

*Hans-Joachim Busch*

Vaterlose Gesellschaft, Trieb, Subjekt

*Rolf Haubl*

Geldpathologien und Überschuldung

9/10

50. Jahrgang  
Sept./Okt. 1996  
Klett-Cotta  
Stuttgart

Das Unbewußte  
in der Kultur

Politik – Religion –  
Familie – Geld



JUAN EDUARDO TESONE, PARIS

## Psychoanalytische Bemerkungen zum Inzest: Das aufgelöste Dreieck?\*

*Übersicht:* Nach einem kurzen Blick auf die Behandlung des Inzests in der Bibel, in Mythologie und Anthropologie verweist der Autor auf die Bedeutung des Inzesttabus für die symbolische Ordnung der Familie im Gegensatz zur faktischen Inzesthandlung, die die ödipale Triangulierung mit ihren strukturbildenden Auswirkungen vernichtet. Am Beispiel des Vater-Verführers zeigt der Autor die Psychologie des Inzesttäters auf: Es handelt sich um einen spezifischen, die Grenzen des Objekts zerstörenden, megalomanen Narzißmus, dessen selbstzerstörerische Qualität die gesamte Familienstruktur erfaßt.

Trotz ihrer siebzehn Jahre und ihres fraulichen Körpers glaubte ich die von Schweigepausen unterbrochene, gedämpfte Stimme eines kleinen Mädchens zu hören, während sie mir anvertraute: »Als unsere nackten Körper einander berührten, sagte ich mir, er kann mir nichts Böses antun, er ist doch mein Vater.« Catherine schluchzte, wagte mich kaum anzusehen und schämte sich sehr, als sie mir sagte und zu verstehen gab, der größte Vorwurf gegen ihren Vater sei der, daß er sie betrogen habe, indem er auf ihr großes Zärtlichkeitsbedürfnis – wie könnte man es sagen? ... – sinnlich? erotisch? leidenschaftlich? reagierte. Diese Wörter, die in einer Liebesbeziehung gewöhnlich so einfach zu gebrauchen sind, erhalten im Zusammenhang mit dem Inzest einen metallischen kalten Klang. Sollte diese Schwierigkeit, genauer zu bestimmen, welche Gefühlserregung beim inzestuösen Geschlechtsakt entsteht, etwa meiner eigenen neurotischen Schwierigkeit entsprechen, mir diesen Akt vorzustellen? Sollte ich vielleicht nicht verstanden haben, daß die älteste Tabuüberschreitung der Menschheit den Geschlechtsakt zu einem exquisiten Vergnügen steigert? Oder liegt der Grund nicht vielmehr darin, daß der Inzest das Gegenbild des Geschlechtsaktes ist, das Negativ einer erotischen Begegnung, einer sinnlichen Beziehung und der Liebe zwischen zwei Wesen?

Catherine war 15 Jahre alt, als sie zum ersten Mal einen Mann erkannte – im biblischen Sinne des Wortes. Dieser Mann war ihr Vater. Seit diesem Alter wurde sie von ihrem Vater regelmäßig mißbraucht, ohne daß dieser

\* Bei der Redaktion eingegangen am 26. 3. 1993.



offene körperliche Gewalt angewandt hätte. Catherine hatte zu dieser Art von Beziehung, über die nicht gesprochen wurde, offenbar eingewilligt. Man könnte sich fragen, warum sie nicht schneller reagierte, warum sie sich denn nicht ihrer Mutter anvertraute?

Als wir den 14jährigen Georges und seine 12jährige Schwester Lucile kennenlernten, wiesen beide schwere kognitive Störungen und einen großen Rückstand in den schulischen Leistungen auf. Georges zeigte im Kontakt mit anderen Menschen äußerst große Verfolgungsängste. Und Lucile, die praktisch stumm war, verharrte unbeweglich in lebloser Passivität und erlebte ihren eigenen Körper nur noch als einen Gegenstand der Schande. Georges hatte jahrelang die Gewalttätigkeit seines Vaters über sich ergehen lassen müssen und dabei unter anderem einen Schädelbruch erlitten, während Lucile vom Vater sexuell mißbraucht worden war, gewöhnlich dann, wenn die ganze Familie vor dem Fernseher saß. Eine alltägliche Familienszene, die man in surrealistischer Manier mit dem Titel »Porträt einer Familie vor dem Fernseher« versehen könnte. Keiner der beiden hatte es gewagt, von diesem finsternen Szenarium zu erzählen, von einem Treiben, das nach zwei Seiten hin polarisiert war, die häufig miteinander zusammenhängen: körperliche Gewalt und sexueller Mißbrauch. Der Vater als Janus, ein Doppelgesicht: bald Verführer, bald gewalttätig; ein gewalttätiger Verführer. Die Mutter: passiv und eingeschüchtert, die prägenitale Komplizin einer bindungslosen Bindung; das Paar ist beseitigt, die Glieder des Familienkörpers sind auseinandergerissen. Wie kommt es, daß das, was man von außen her als schändlich, als abscheulich, als eine Quelle des Schreckens (wenn auch zuweilen der Faszination) bezeichnen würde, von innen her wie ein alltäglicher Familientypus aussieht, beinahe wie der Stil einer Kommunikation, bei der alle zugleich wissen und nicht wissen? Sollten wir dies etwa einfach als Beziehung der Unterwerfung und der hypnotischen Faszination beschreiben, oder handelt es sich um etwas Komplexeres? Wenn man die Bibel, die Mythologie und die Anthropologie durchliest, stellt man fest, daß der Inzest eine Sorge ist, die die menschliche Existenz von Anfang an begleitet. Nach einer kurzen Erinnerung daran werden wir im Ausgang vom psychoanalytischen Feld einige Hypothesen vortragen.



*Die Bibel*

Die Bibel verurteilt inzestuöse Beziehungen von Anfang an. Sie kamen bei den Kanaanitern häufig vor und lösten den Zorn Gottes gegen dieses Volk aus. Wenn Gott diese Beziehung indessen zuzulassen scheint, dann nur wegen der Befürchtung, daß die Nachkommenschaft ausbleibt. Nach der Katastrophe von Sodom und Gomorrha fliehen die Töchter Lots mit ihrem Vater in eine abgelegene Höhle, berauschen ihn mit Wein und schlafen mit ihm. Beide empfangen einen Sohn; die Söhne werden die Stammväter der Moabiter und der Ammaniten. Die Bibel macht deutlich (warum nur?), daß es die Töchter waren, die die Initiative ergriffen und die Übertretung begingen, ohne daß der Vater daran beteiligt gewesen wäre (auf den Weg dieses Verstoßes werden wir später noch zurückkommen).

*Die Mythologie*

Die Mythologie berichtet von zahlreichen inzestuösen Situationen. Es liegt nicht in meiner Absicht, eine Untersuchung über den Inzest in der Mythologie vorzunehmen. Ich erlaube mir hier lediglich an die bekanntesten Vorfälle zu erinnern (Grimal, 1976). Der Inzest zwischen Mutter und Sohn kommt im Gegensatz zur Klinik am häufigsten vor: Jokaste-Ödipus natürlich, aber auch Kalauria-Ganges, Lysipp-Tanais, Agditis-Altes, Gaia-Uranos und Gaia-Pontos. Beim Inzest Großmutter-Enkel finden wir Gaia-Poseidon, und das Thema kehrt wieder zwischen Schwiegermutter und Stiefsohn, unter den Lügen von Phädra, die Hypopolitos beschuldigt. Der Vater-Tochter-Inzest ist weniger häufig (warum diese Umkehrung gegenüber der Klinik?). Hier sind Thyestes-Pelopias und Theias-Myrrha zu erwähnen. Rudhart (1982) bemerkt in seiner Arbeit über den Inzest in der griechischen Mythologie, daß die Griechen die Inzestbeziehungen verurteilten, besonders zwischen Vorfahren und Nachkommen. Diese Beziehungen waren jedoch eher ein religiöses als ein moralisches Vergehen. Die Sakralität der Bindungen zwischen Eltern und Kindern wurde durch mehrere Elemente bestätigt: ihre wechselseitigen Aufgaben wurden für religiös gehalten. Wenn die Vereinigungen zwischen Eltern und Kindern verboten waren, dann deshalb,

»weil sie durch Überlagerung des Sakralen auf das Sakrale über-sakralisiert werden. Deshalb haben sie auch schreckliche Folgen ... Sie können den Menschen der Gottheit annähern und ihn den Bedingungen der Sterblichkeit entrücken« (ebd.).



## Anthropologie und Psychoanalyse

Auf dem Gebiet der Anthropologie ist vor allem Engels (1884) zu erwähnen. Er nahm an, daß die Familie in ihren Anfängen in einer Promiskuität lebte, bei der es zwischen allen Mitgliedern sexuelle Beziehungen gab. Engels zufolge soll diese Form der Familie rasch verschwunden und durch die Gruppenfamilie ersetzt worden sein, bevor schließlich die zeitgenössische Familie entstand. Gab es also am Anfang eine völlige Unordnung? Nichts ist unsicherer als diese Engelssche These. Die modernen anthropologischen Theorien scheinen darin übereinzustimmen, daß sie jedes Vorkommen eines derartigen familialen Magmas leugnen, gleichgültig wie weit es zurückliegen sollte. In *Totem und Tabu* (1912–13) postuliert Freud als Erklärung für das Inzestverbot das Schuldbewußtsein der Söhne nach dem Vaternord sowie den Brüderpakt, der als Steuerungsmechanismus der gesellschaftlichen Beziehungen funktionieren soll. Lévi-Strauss (1949) zufolge hat dieser Mythos, abgesehen von der anthropologischen Ungewißheit, den Vorzug, das Denken des Menschen unabhängig davon modellieren zu können, ob diese Handlungen auch wirklich vollzogen wurden, weil die Kultur sich ihnen von Anfang an stets widersetzte. Das Bestehen der Familie setzt ihrem Wesen nach schon seit jeher eine Ordnung voraus, die zu bestimmen erlaubt, wer wer ist, oder anders gesagt, welches der Ort eines jeden einzelnen ist. Lévi-Strauss (ebd.) hat uns auf die Universalität des Inzestverbots aufmerksam gemacht. Der Autor fragt sich, wie der Übergang vom Naturzustand zum Kulturzustand vor sich ging. Wo hört die Natur auf? Wo fängt die Kultur an? Anscheinend ist das Fehlen von Regeln das sicherste Kriterium dafür, um einen Naturprozeß von einem Kulturprozeß zu unterscheiden. »Überall dort, wo eine Regel auftaucht, wissen wir mit Bestimmtheit, daß wir uns auf der Ebene der Kultur befinden« (ebd., S. 52).

### Das Inzestverbot

»ist der grundlegende Schritt, dank dem, durch den und vor allem in dem sich der Übergang von der Natur zur Kultur vollzieht. In einem gewissen Sinn gehört das Inzestverbot der Natur an, denn es ist eine allgemeine Voraussetzung der Kultur; daher dürfen wir uns nicht wundern, daß es seinen formalen Charakter, die Universalität, von der Natur bezieht. Doch in einem anderen Sinne ist es bereits Kultur, da es auf Phänomene, die nicht in erster Linie von ihr abhängen, einwirkt und ihnen seine Regel aufzwingt ... Das Inzestverbot ist das Verfahren, mit dem die Natur sich selbst überwindet; es ist der Funke, der eine neue und komplexere Struktur entstehen läßt, welche die einfacheren Strukturen des psychischen Lebens überlagert und integriert, so wie diese die noch einfacheren Strukturen des tierischen Lebens überlagern und integrieren. Es zeitigt und ist selbst die Heraufkunft einer neuen Ordnung« (ebd., S. 73f.).

Das Inzestverbot ist der Vorrang des Gesetzes der Exogamie gegenüber



der Endogamie, auf der Grundlage des Geschenks und der Reziprozitätsregel.

Berenstein (1976) hat auf die Wichtigkeit der avunkularen Bindung hingewiesen – d. h. der Bindung zwischen Tochter und Vater bzw. dessen Stellvertreter – und auf die Notwendigkeit ihrer Auflösung als notwendige symbolische Voraussetzung zur Gründung einer neuen Familie. Ich will hier daran erinnern, daß die Familie drei Arten von Beziehungen herstellt und begründet:

- a) Blutsverwandtschaft (Brüder, Schwestern),
- b) Bündnis (Ehegatte, Ehegattin),
- c) Deszendenz (Sohn, Tochter).

In diesem Sinne ist die Familie, weil sie eine Ordnung gründet, eine Institution. Jeder einzelne nimmt darin einen Ort ein, der ihm innerhalb der Struktur zugewiesen wird. Wie Ortigues und Ortigues (1966) feststellen, kann niemand sagen, wer der eine oder wer der andere ist, ohne eine bestimmte Anzahl von Auswahlentscheidungen zwischen den logischen Möglichkeiten getroffen zu haben, die die Sprache anbietet und die jeweils auf den Positionswert hinweisen: Man ist entweder Sohn oder Tochter, Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester, usw. Das Inzestverbot ist der Rahmen einer logischen Funktion, ohne die alles in einer Promiskuität hindämmern würde, in der die Grenzen jedes einzelnen aufgehoben wären. Benveniste (1969) legt in seiner Studie zur Entwicklung der verschiedenen Verwandtschaftsausdrücke in den indoeuropäischen Sprachen ihre klassifizierende Funktion dar. Der Autor betont, daß das Wichtige dabei die Funktion ist und nicht die Blutsbande, die bestehen, aber auch nicht bestehen kann. Der Wert der Verwandtschaftsbezeichnung wird durch den Ort angegeben, der in der Familienstruktur eingenommen wird. Dieser Ort besitzt jedoch keinen absoluten, sondern einen repräsentativen Wert. Über den durch die Biologie vorgegebenen Ort hinaus wird die symbolische Funktion bevorzugt, die je nach dem eingenommenen Ort ausgeübt wird.

Die Hauptfunktion der Familie besteht darin, die Entstehung der Andersheit zuzulassen. Damit das Subjekt entstehen kann, ist eine symbolische Familienordnung erforderlich. Diese Ordnung setzt voraus, daß sowohl zwischen den Generationen als auch zwischen den Geschlechtern Unterschiede bestehen.



*Psychoanalytische Perspektiven*

»... weil wir menschliche Wesen sind, läßt unsere psychische Organisation zu wünschen übrig« (Schimmel, 1982).

Die Verführungstheorie wurde – auch wenn Freud sie niemals aufgegeben hat – zugunsten einer theoretischen Konzeption des Ödipuskomplexes als dem Angelpunkt der Psychoanalyse ersetzt. Der Status der ödipalen Phantasie und ihr konstitutiver Wert für das menschliche Seelenleben bedürfen keines Beweises mehr. Der Beweis liegt in einer umfangreichen Literatur vor, und in unserer psychoanalytischen Klinik befassen wir uns tagtäglich mit allen Nuancen der ödipalen Phantasie, und zwar hinsichtlich ihrer positiven wie auch ihrer negativen Seite, ganz unabhängig davon, ob die begriffliche Fassung ihrer Konfiguration jeweils verschiedenen Modellen angehört; ob es sich nun um einen peinlich exakten oder um einen chaotischen, um einen grauen oder um einen buntscheckigen Ödipus handelt.

Wenn wir nun in der Klinik auf Fälle des innerfamiliären sexuellen Mißbrauchs und des vollendeten Inzests stoßen, dann stellt sich jenseits der Singularität jeder Situation die Frage: Wie sollen wir diese Fälle aus psychoanalytischer Sicht verstehen? Gehört der Inzest zu einer linearen Fortsetzung des Ödipuskomplexes? Geschieht der in Familien vollzogene Inzest aufgrund eines intensiveren Ödipuskomplexes?

In Übereinstimmung mit Racamier (1988) bin ich der Auffassung, daß der Inzest nicht der Ödipus ist. Er ist vielmehr sein Gegenteil. Nach meiner Sicht handelt es sich um einen bedeutsamen Angriff auf die ödipale Triangulierung; in dem vergeblichen Versuch, die logischen Folgen der ödipalen Konfrontation, d.h. die symbolische Kastration und die Entstehung eines Mangels zu umgehen. Wenn nach Auffassung Batailles (1957, S. 193ff.) die Überschreitung das Verbot aufhebt, ohne es zu unterdrücken, dann ist der Inzest nicht nur die einfache Überschreitung des Inzestverbotes. Vielmehr ist es so, als ob das Verbot für den Vater keinen repräsentativen Wert hätte. Die ödipale Phantasie setzt voraus, daß das Objekt dieser Phantasie eine Verschiebung – kraft einer Symbolisierung – der ödipalen Objekte bedeutet. In seiner Roheit bezieht sich der inzestuöse Akt hingegen auf die Primärobjekte, und zwar direkt, ohne jede Vermittlung. Für Racamier (1989) handelt es sich hierbei eher um eine Gegenphantasie; um das Gegenteil dessen, was dem Menschen die Entwicklung des symbolischen Denkens ermöglicht. Wenn die Inzestbeziehungen in solchen Familien häufig ganz alltäglich aussehen, dann ist dies vielleicht darauf zurückzuführen, daß der Inzest die Vorstellung



vom Inzest, mithin sein Verbot aufhebt. Da die Hauptfunktion des Ödipus darin besteht, die Andersheit des Kindes zu konstituieren, ist der Akt des Inzests genau deren Verhinderung. In der Psychoanalyse impliziert der Ödipus die symbolische Kastration, d.h. den Untergang der Allmacht.

Die psychotische Mutter eines 16jährigen Halbwüchsigen namens Jérôme sagt in ihrem Wahnzustand, daß sie in ihren künftigen Reinkarnationen vielleicht zur Schwester ihres Sohnes werden könnte; daß ihr Sohn ihr Vater sein oder daß sie im zufälligen Verlauf der Reinkarnationen auch zur Partnerin ihres Sohnes werden könnte.

Die inzestuöse Überschreitung besteht nämlich nicht nur in einem körperlichen Austausch, sondern sie ist vor allem der allmächtige Wunsch, alle Orte zugleich einzunehmen: Vater, Mutter, Sohn und Tochter zugleich zu sein. Wie Legendre sagt (1985), ist der Inzestwunsch ein Wunsch nach Allmacht, d.h. er bedeutet den Wunsch nach dem Unmöglichen. Das Gesetz des Inzestverbotes besteht gerade deshalb, um diesem absoluten Wunsch eine Grenze zu setzen. Gott und die Heilige Familie kennen den Inzest nicht, so Legendre (1985), da es Gott an nichts mangelt. Der Inzest führt zu einer Verwirrung der Orte, mithin zu einer Verwirrung der Geschlechter und der Generationen. Die inzestuöse Familie bringt zum Ausdruck, daß ihr die Akzeptanz der Andersheit fehlt. Die Gleichung einer solchen Familie lautet:  $1 + 1 + 1 = 1$  und nicht  $1 + 1 + 1 = 3$ . Wenn ein inzestuöser Vater sich des Körpers seiner Tochter bedient, um eine bestimmte Lust zu erreichen, dann verwehrt er ihr die Existenzbedingung der vom Vater losgelösten Tochter. In einer Beziehung, die ich als allmächtig-narzißtisch bezeichnen würde, mißbraucht der Vater – und schließlich auch die Mutter – die Tochter oder den Sohn genau in diesem Sinne: Er (oder sie) leugnet ihren bzw. seinen Status als Subjekt.

Die Mutter einer vom Vater mißbrauchten Halbwüchsigen – die als Halbwüchsige selbst schon mißbraucht worden war – bringt ihre Angst zum Ausdruck, ihre Tochter könnte auf der Straße sexuell mißbraucht werden, indem sie sagt: »Wenn ihr mir etwas zustoßen würde [s'il m'arrivait quelque chose à elle]«.

Der Inzest leugnet die Unvollständigkeit. Er ist ein verzweifelter Versuch, jene Konfrontation mit der Ambivalenz und dem Objektverlust, der jeder Mensch ausgesetzt ist, zu vermeiden. Der Inzest strebt nach Konfliktlosigkeit und ist ein Hinweis auf den gescheiterten Aufbau des Systems Überich–Ichideal.

Um an seine Ziele zu gelangen, schreckt der mißbrauchende Vater nicht davor zurück, den Wunsch, mithin das Denken des Kindes, zu zerstören



und es in einem Zustand der psychischen Betäubung und Sprachlosigkeit zurückzulassen: das ist die unvermeidliche Folge der kumulierenden Traumen, denen es ausgesetzt wurde.

Das Kind wird zu einer paradoxen Unbeweglichkeit gezwungen; sein Schweigen spiegelt vielleicht die Vorstellungslere wider, in die es hineingezogen wurde. Der mißbrauchende Vater behauptet, einen Mangel an Sein könne es gar nicht geben. Mir erscheint es nützlich, dieses Problem im Ausgang von der Bezugsachse schwerer narzißtischer Störungen zu verstehen. Was die narzißtische Pathologie betrifft, so betont Freud nach André Green (1983) mehr den Rückzug der Libido als die narzißtische Expansion. Trotzdem schlage ich vor, das Inzestproblem im Anschluß an diese Expansionsbewegung verständlich zu machen.

Dieser Expansionismus, der keinerlei Grenzen kennt – und der seinem Wesen nach tödlich ist –, überfällt das Kind mit dem Versuch einer regressiven Verschmelzung. Das narzißtische Ich umringt den Anderen, der nur als ein Auswuchs des eigenen Selbst angesehen wird. Der Wunsch nach dem Einen ist mit dem Wunsch des Anderen unverträglich. Green (ebd.) zufolge hält sich der Wunsch nach dem Einen in seiner »totalisierenden Utopie« für den Meister über Zeit und Tod. »Das Objekt, ob phantasiert oder real, geht erneut in eine konflikthafte Beziehung zum Ich ein.« Das Ich gibt vor, das Objekt in seinen Netzen zu fangen, raubt ihm dadurch aber gerade das Leben. Der Narzißismus

»stützt die Illusion eines Nicht-Ödipus (nicht des Anti-Ödipus, sondern des Nicht-Ödipalen), weil er nichts anderes als das Moi-Je [absolutes Ich-relatives (pronominales) Ich] kennt. Als Gott möchte das Moi-Je selbsterzeugt sein, ohne Geschlecht, d.h. ohne sexuelle Schranken und ohne Deszendenz, mithin ohne Verwandtschaftsstruktur« (ebd.).

Die sexuelle Inzestbeziehung ist somit nichts anderes als ein Äquivalent der Masturbation. Die Sexualität bleibt dabei im Grunde autoerotisch, und die Funktion des Objekts beschränkt sich darauf, diese objektale Autoerotik zu befriedigen. Die narzißtisch verführte Tochter löst sich im elterlichen Körper auf.

Der Mythos des Einen, eines allmächtigen und fehlerlosen Wesens, ist die Phantasie, die den mißbrauchenden Eltern gemeinsam ist. Deren Deszendenz existiert nicht, außer im Innern jenes Ichs, das sich für etwas Grandioses hält. Das Kind erhält keinen anderen Wert als den eines narzißtischen Anhängsels. Wenn wir den – vielleicht von Platon inspirierten – Vorschlag Greens akzeptieren, wonach der Narzißismus als Kugel vorzustellen sei, dann läßt sich der Versuch des mißbrauchenden Vaters meines Erachtens graphisch darstellen als ein Dreieck, dessen Ecken



nicht schließen und das von einem Umgrenzungskreis eingeschlossen wird. Der Vater behauptet in seiner expansionistischen Utopie die Ecken des ödipalen Dreiecks zu beseitigen, indem er es mit dem Größenwahn des Einen einkreist.

Vispo (1992) ist der Auffassung, daß die von der Beseitigung der geschlossenen Ecken begleitete Zerstörung des ödipalen Dreiecks die Möglichkeit erschwert, grundlegende Elemente im Identifizierungsprozeß zu denken und zu Fehlern des Systems Überich-Ichideal führt.

Der Narzißmus des mißbrauchenden Vaters ist kein Bindemittel, das die Einheit jenes Ichs garantiert, das für den Narzißmus des Lebens, wie Green (1983) ihn beschrieben hat, typisch ist. Der Narzißmus des mißbrauchenden Vaters ist schleimig, klebrig und tödlich: ein negativer Narzißmus, ein Narzißmus des Todes.

Mit dem Vokabular Kernbergs (1975) könnte man sagen, daß zwischen dem mißbrauchenden Vater und seiner Tochter keine Beziehung des Selbst zum Objekt (das verschwindet) bestehe, sondern eine Beziehung von Selbst zu Selbst.

Wäre es ein simples Wortspiel, wenn man sagen würde: eine Beziehung von Selbst [soi-même] zu Nicht-Selbst [non-même; weder soi-même [Selbst] noch autre [Anderer]]? Soweit der Inzest die Irreduzibilität des Objekts nicht beseitigt, gilt trotz der Verwirrung, die zwischen Subjekt und Objekt herrscht, der Satz: »Es ist die Hand eines anderen, die den Spiegel des Narziß erzittern läßt« (McDougall, 1976). Und die Hand dieses anderen kann die Hand des Kindes sein. Der Wunsch des Kindes, sei er noch so ödipal, geht nicht zwangsläufig eine Kollusion mit dem Wunsch des mißbrauchenden Vaters ein. Ferenczi hat in seinem berühmten Aufsatz gerade betont, daß die Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind darauf zurückgeht, daß der Erwachsene auf das Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes mit der Sprache der Erotisierung antwortet. Die erste Reaktion des Kindes sei »Ablehnung, Haß, Ekel, kraftvolle Abwehr« (Ferenczi, 1933, S. 308). In dem Maße jedoch, wie der Zwang bestehen bleibt, verschwindet dieser kraft der Introjektion des Aggressors als äußere Realität. Das Kind introjiziert das Schuldgefühl (erinnern wir uns an Lots Töchter), und der zunächst als harmlos erachtete Akt verlangt nach Sühne.

Es kommt häufig vor, daß Kinder, die den Inzest erleiden mußten, wiederholte Unfälle haben oder offenkundige Selbstmordversuche unternehmen. Verwirrung, Identifizierung mit dem Aggressor, Schuldgefühle, Verlust des Vertrauens in die eigene Wahrnehmung, Schamgefühl (besonders dem eigenen Körper gegenüber): Das sind die Folgen des inzestuösen Aktes für das Kind.



Sie können – als Abwehrreaktion – eine Spaltung des Ichs herbeiführen, mit schweren Konsequenzen für die spätere psychosexuelle Entwicklung. Thomas (1986) spricht in ihrem Buch *Le viol du silence* [Die Vergewaltigung des Schweigens], einem autobiographischen Bericht über die Inzestbeziehung mit dem Vater, nicht von Inzest, sondern von Vergewaltigung mittels Inzest.

Inzestbeziehung und Gewalttätigkeit scheinen unauflöslich miteinander verbunden. Wer ist in dem Paar Liebe-Haß der Stärkere? Von welcher Art Liebe spricht man eigentlich, wenn ein Vater zum ›Liebhaber‹ seiner Tochter wird? Im *Gastmahl* Platons erzählt uns die Rede des Aristophanes von der Kraft der Liebe [tou eros dynamis] (*Symposion* 189 c). Zur Erinnerung: Ursprünglich soll es drei Geschlechter gegeben haben: männlich, weiblich und mannweiblich oder androgyn. Dieses dritte Geschlecht vereinte die Eigenschaften der beiden ersten Geschlechter. Außerdem war es rund, in seiner Form ebenso wie in seiner Bewegung. Die Androgynen waren

»an Kraft und Stärke gewaltig und hatten auch große Gedanken, und was Homeros vom Ephialtes und Otos sagt, das ist von ihnen zu verstehen, daß sie sich einen Zugang zum Himmel bahnen wollten, um die Götter anzugreifen« [190 b–c].

Zeus wehrt sich gegen die Vermessenheit der Androgynen, und um sie zu schwächen (ohne ihnen dadurch den Tod zu geben), schneidet er sie entzwei:

»Sobald er aber einen zerschnitten hatte, befahl er dem Apollon, ihm das Gesicht und den halben Hals herumzudrehen nach dem Schnitte hin, damit der Mensch, seine Zerschnitttheit vor Augen habend, sittsamer würde, und das übrige befahl er ihm auch zu heilen« [190 e].

Aus dem Paradies der Fülle, der Vollständigkeit, der Ganzheit vertrieben, wird der Mensch zur Spaltung, zur Teilung verurteilt. Nach dem Mythos des Aristophanes »sehnte sich nun jedes nach seiner andern Hälfte«: fruchtlose Suche nach der verlorengegangenen Einheit. Diese Suche nach der Ganzheit bezeichnete Aristophanes nun als Liebe. Die entsprechende Gleichung würde lauten:  $1/2 + 1/2 = 1$ .

Wie Droz (1992) hervorhebt, drückt Sokrates sich auf dem Umweg über Diotima aus:

»Und so geht zwar eine Rede [nämlich die des Aristophanes], sagte sie [Diotima], daß, die ihre Hälfte suchen, liebten. Meine Rede aber sagt, die Liebe gehe weder auf die Hälfte, ihre Hälfte suchen, liebten. Meine Rede aber sagt, die Liebe gehe weder auf die Hälfte, ihre Hälfte suchen, liebten. Denn die Menschen lassen sich ja Freund, noch auf das Ganze, wenn es nicht ein Gutes ist. Denn die Menschen lassen sich ja gern ihre eigenen Hände und Füße wegschneiden, wenn sie, obgleich dir eigen, ihnen böse



und gefährlich erscheinen. Denn nicht an dem Seinigen hängt jeder, glaube ich, es müßte denn einer das Gute das Angehörige nennen und das Seinige, das Schlechte aber Fremdes« (*Symposion* 205 d–e).

Im Unterschied zu Aristophanes ist die Liebe hier nicht einfach die Begegnung mit der verlorenen Hälfte. Sie ist erneuernd und fruchtbar. Sie regt das geliebte Wesen dazu an, zu zeugen und sich selbst zu übertreffen (Droz, 1992). Sie öffnet sich dem Neuen, d.h. dem Dritten. Im Mythos des Aristophanes war, wie Droz präzisiert, die Liebe zwar ebenfalls Spannung, gerichtet aber auf den anderen als Teil des Selbst. Sie schloß sich somit in sich selbst ein und stellte bestenfalls die ursprüngliche Verschmelzung wieder her. Für Diotima hingegen ist die Liebe eine dynamische, nach außen gerichtete Spannung, die stimuliert und bereichert. Die Gleichung würde hier lauten:  $1 + 1 = 3$ .

Der mißbrauchende Vater verschließt sich in der aristophanischen Liebesrede. Er leugnet die Rede der Diotima. Kann man nun den Affekt, der in der Inzestbeziehung vorherrscht, weiterhin Liebe nennen?

Als in Shakespeares *König Lear* die jüngste Tochter Cordelia auf die Frage ihres Vaters: »Welche von euch liebt Uns nun wohl am meisten?« zur Antwort gibt:

»Wozu den Schwestern Männern, wenn sie sagen,  
Sie lieben euch nur? Würd' ich je vermählt,  
So folgt' dem Mann, der meinen Schwur empfing,  
Halb meine Treu, halb meine Lieb' und Pflicht.  
Gewiß nie werd' ich frein wie meine Schwestern,  
Den Vater nur allein zu lieben«

erregt sie den Zorn ihres Vaters. Er enterbt sie und sagt sich von ihr los:

»Bei allen Kräften der Planetenbahn,  
Durch die wir leben und dem Tod verfallen,  
Sag' ich mich los hier aller Vaterpflicht,  
Aller Gemeinsamkeit und Blutsverwandtschaft,  
Und wie ein Fremdling meiner Brust und mir  
Sei du von jetzt auf ewig« [1. Aufzug, 1. Auftritt].

Und später:

»Besser wär's,  
Du lebtest nicht, als mir zur Kränkung leben!«

Dann fügt er noch hinzu, zum künftigen Gemahl Cordelias gewandt:

»Du hast sie, Frankreich, sie sei dein; denn nie  
Hatt' ich solch Kind, und nimmer grüße sie  
Mein altes Auge mehr.«



## Und zu Cordelia:

»Folg' deinen Wegen  
Ohn unsre Lieb' und Gunst, ohn unsren Segen.«

Gleicht der inzestuöse Affekt nicht eher dem Haß? Deutlich wird jedenfalls, daß er die Deszendenz ausschließt. Weder Nachkommenschaft noch Vorfahren; weder Herkunft noch Nachwelt. Der inzestuöse Akt negiert die Urszene und zielt darauf, sie zu zerstören (ohne Urszene gibt es keine Ausschließung).

Zum Schluß möchte ich mich kurz zu dem Mythos des Narziß äußern. Es gibt von ihm drei Fassungen (Grimal, 1976):

a) Bei Ovid ist es die Nymphe Echo, die den Narcissus liebt. Nachdem er sie zurückgewiesen hat, flüchtet sie sich in die Einsamkeit, und von ihr bleiben nur noch die Seufzer ihrer Stimme als Nachhall übrig. Nach einem Tag der Jagd kommt Narcissus in die Nähe einer Quelle, um sich dort zu erholen, verliebt sich in sein eigenes Spiegelbild (ohne es zu erkennen); er beugt sich darüber und verzehrt sich in unstillbarer Sehnsucht nach dem im Wasser geschauten eigenen Bild.

b) In der boietischen Fassung finden wir einen jungen Mann, der in Narcissus verliebt ist. Der überreicht ihm ein Schwert, mit dem er sich umbringt. Daran schließt sich eine Szene an, die der Quelle in der ersten Fassung gleicht.

c) In der Fassung des Pausanias hat Narcissus eine Zwillingschwester. Diese stirbt, und Narcissus leidet fortan an einem unstillbaren Schmerz. Dieser Schmerz läßt eines Tages plötzlich nach, als Narcissus beim Blick auf den Wasserspiegel einer Quelle seine Schwester zu sehen glaubt. Nathan (1984) weist bei seiner Deutung dieses Mythos darauf hin, daß Narcissus seine Verehrer zwar aufzugeben scheint, daß dies in Wirklichkeit aber nicht zutrifft. Narcissus neigt dazu, sich mit ihnen zu vereinen, »allerdings in der Art einer *Vermischung* [*confusion*] von *Subjekt und Objekt*«.

Die drei Fassungen haben

»eines gemeinsam: Sie beschwören alle drei auf eine jeweils besondere Art den Versuch, gleichzeitig an einem Ort und an seinem Gegenstück zu sein; zugleich Sender und Empfänger der eigenen Stimme zu sein; zugleich aktiv und passiv, Mann und Frau zu sein, und trotzdem derselbe zu bleiben ... Sich mit ihm, dem eigenen Doppelgänger des anderen Geschlechts (oder aus der anderen Welt) zu treffen, ihn zu lieben, sich mit ihm zu vereinen oder mit ihm zu verschmelzen: Genau dies ist das spezifische Tabu, das Narcissus durchbricht« (ebd.).

Ist der Schrecken des inzestuösen Aktes (oder seine Faszination) allein



auf die Überschreitung des Inzesttabus zurückzuführen oder schließt er gleichzeitig, wie ein Teleskop, auch die Überschreitung des narzißtischen Tabus mit ein, die seine verheerende Wirkung noch vervielfacht?

(Anschrift des Verf.: Dr. Juan Eduardo Tesone, 6, Square Albin Cachot, F-75013 Paris)

(Übersetzung: Max Looser, Frankfurt a. M.)

### Summary

*Exploding the Triangle? Psychoanalytic observations on incest.* – After a brief review of the treatment of incest in the Bible, in mythology and anthropology, the author underlines the significance of the incest *taboo* for the symbolic organization of the family, in contradistinction to actual instances of incest and the destructive effect they have on Oedipal triangulation and its structural implications. With reference to the father-seducer, the author delineates the psychology of incest. Incestuous fathers are characterized by a specific megalomaniac form of narcissism which violates the limits of the object and displays a selfdestructive quality vitiating the entire structural cohesion of the family.

### BIBLIOGRAPHIE

- Bataille, G. (1957): Die Erotik. Neuübersetzung mit einem Essay versehen von G. Bergfleth. München (Matthes & Seitz) 1995.
- Benveniste, E. (1969): Le vocabulaire des institutions indo-européennes. Paris (Minuit).
- Berenstein, I. (1876): Familia e enfermedad mental. Buenos Aires (Paídos).
- Droz, G. (1992): Les mythes platoniciens. Paris (Seuil).
- Engels, F. (1884): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen. MEW, Bd. 21, 25–173.
- Ferenczi, S. (1933): Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind. In: Schriften zur Psychoanalyse. Hg. M. Balint. Frankfurt a. M. (S. Fischer), Bd. II, 1972, 303–313.
- Freud, S. (1912–13): Totem und Tabu. G. W. IX.
- Green, A. (1983): Narcissisme de vie, narcissisme de mort. Paris (Minuit).
- Grimal, P. (1976): Dictionnaire de la mythologie grecque et romaine. Paris (PUF).
- Kernberg, O. (1975): Normaler und pathologischer Narzißmus. In: Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. Frankfurt (Suhrkamp) 1976, 358–387.
- Legendre, P. (1985): L'instimable objet de la transmission. Paris (Fayard).
- Lévi-Strauss, C. (1949): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Übersetzt von E. Moldenhauer. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1981.
- McDougall, J. (1976): Narcisse en quête d'une source. *Nouv. Rev. Psa.*, 13, 293–311.
- Nathan, T. (1984): Transgression du tabou narcissique. *Cahier U. E. R. Expérimentale Bognigny*, 24, 51–61.
- Ortigue, M. C. und E. (1966): Oedipe Africain. Paris (L'Harmattan) 1984.
- Platon: Das Gastmahl. Übersetzung W. Schleiermacher. In: Werke in acht Bänden. Griechisch und deutsch. Hg. G. Eigler. Darmstadt (Wiss. Buchges.) 1990, Bd. 3, 209–393.
- Racamier, P. C. (1988): Antoedipe et fantasme d'autoengendrement. *Gruppo*, 5, 9–23.
- (1989): Antoedipe et ses destins. Paris (APSYGEE).
- Rudhart, J. (1982): De l'inceste dans la mythologie grecque. *Rev. Fr. Psa.*, 4, 732–763.

- Schimmel, I. (1982): *Misère ou divinisation de l'inceste*. Rev. Fr. Psa., 4.
- Shakespeare, W. (1606): *König Lear*. Übersetzung: W. H. Graf Baudissin. Stuttgart (Reclam) 1959.
- Thomas, E. (1986): *Le viol du silence*. Paris (Aubier).
- Vispo, C. (1992): *Persönliche Mitteilung*.



ISSN 0034-8740

# Revista de Psicoanálisis

EDITADA POR LA ASOCIACIÓN PSICOANALÍTICA ARGENTINA

60 años  
de psicoanálisis en Argentina



Pasado – Presente – Futuro

TOMO LIX, N° 2, ABRIL - JUNIO DE 2002



# Conmemorar, recordar, olvidar

\*Juan Eduardo Tesone

*"La memoria es el porvenir del pasado.*

Paul Valéry

*"Uno no se baña dos veces en el mismo río."*

Heráclito

*"Uno no se baña dos veces en el mismo lago."*

Milosz

## Introducción

Con motivo del sexagésimo aniversario de la APA, me pareció interesante ocuparnos de la manera en la que los antiguos griegos conmemoraban, sutil alquimia entre el recordar y el olvidar. Es también una excelente ocasión para realizar un recorrido sobre el tradicional valor del recordar en psicoanálisis, introduciendo algo quizás poco retomado por la teoría, como lo es la hipótesis sobre el valor que adquiere una cierta forma de olvido, no aquella al servicio de la represión o el clivaje, sino la necesaria para fomentar la potencia creativa del recuerdo.

## Conmemorar

La importancia que una civilización consagra a la memoria se mide por el lugar que ésta ocupa en las prácticas de la conmemoración individual o colectiva. La conservación del pasado se hizo en Grecia a través del uso de inscripciones y archivos. Pero inicialmente los archivos no eran escritura, sino que se confiaban a la memoria oral, de la cual eran depositarios ciertos magistrados o funcionarios llamados "mnemons". La lengua griega dispone de varios términos para designar el monumento, el edificio del recuerdo: *mnemata*, *mnemeia*, *mnemosina*. Dichos términos califican el recuerdo sin limitarse a la materialidad del edificio. El recuerdo se materializa en un objeto o en un acto: piedras tumbales, coronas de victoria,

\*Miembro de la Sociedad Psicoanalítica de París.



himnos, fiestas rituales. La originalidad de la memoria griega no está dada por el carácter excepcional de sus monumentos, sino, por el contrario, por haberlo desmaterializado, destaca Michèle Simondon (1984). El memorial no se identifica con el monumento y no se limita a él: es habitual confrontar la fragilidad del monumento respecto a la eternidad del poema. La Grecia antigua celebra a Mnemósine a través de sus poetas (Hesíodo, Píndaro, Eurípides) y de sus obras de arte. Los griegos hicieron de la memoria una obligación, un deber, un valor moral. Pero los griegos otorgaron otro poder a Mnemósine (diosa de la memoria), el de transformar la memoria en poder de olvido. Naturalmente, no cualquier olvido. La forma de olvido que esta diosa preconiza es benéfico y creador, necesario para el funcionamiento de la memoria. Como escribe D. Maronitis (citado por M. Simondon): "[...] aquí el olvido no es más el enemigo de la memoria poética, pero de una cierta manera su prólogo y su epílogo. El funcionamiento de la memoria poética comienza cuando el relator y los auditores han olvidado sus tormentos presentes y personales y abren su espíritu a un pasado más significativo y más colectivo". Si el relato comienza por el olvido, su encanto provoca, a su vez, el olvido. El aspecto creador de la memoria, su fuerza de porvenir, constituye lo más constante y original en la tradición griega. Pero, paradójicamente, la memoria –afirma M. Simondon– “para mantenerse activa y vivaz, debe cargarse lo menos posible de memoria muerta”. La conmemoración no es la celebración del tiempo inmóvil de las estatuas, sino la de un tiempo en continua resignificación y movimiento, resalta el pasado, anuncia el devenir.

### **Recordar, olvidar: trama metapsicológica**

En un cierto sentido podríamos decir que el psicoanálisis nació ocupándose de la memoria y el olvido, o más precisamente de la exigencia que se le impone al aparato psíquico de mantener alejados de la conciencia pensamientos, imágenes, sensaciones o afectos vividos como intolerables para el yo del sujeto, ya sea porque son demasiados penosos o incompatibles con el sistema de valores de la persona. Freud, en su paso por la Salpêtrière, observa que –por primera vez en la historia de la medicina– Charcot crea o suprime síntomas corporales a través de un procedimiento exclusivamente verbal (la hipnosis), durante el cual surgían los recuerdos, que se situaban contemporáneamente a la aparición del síntoma. Es sabido que, para incursionar en el pasado, la hipnosis será abandonada rápidamente por Freud en beneficio de la llamada “asociación libre”. En “El mecanismo psíquico de los fenómenos histéricos” (1893), que escribe años más tarde con Breuer, postularán el origen traumático de los mismos. El traumatismo psíquico y, luego, su recuerdo actúan como un cuerpo



extraño que mantiene al síntoma activo. La terapia consistía en recordar la escena que había motivado el desencadenamiento del síntoma. El síntoma es un sustituto que se produce para alejar de la conciencia aquellos deseos que están en conflicto con las creencias o los sistemas de valores de la persona. Pero están olvidados tan sólo en apariencia. El síntoma testimonia del conflicto entre el deseo de olvido y el deseo de recordar. Freud y Breuer hablaron inicialmente de "doble conciencia", para subrayar la existencia de un otro lugar (de otra escena, dirá Lacan más tarde) donde se situaban aquellos fenómenos psíquicos que el sujeto deseaba mantener fuera de la conciencia. El neurótico —afirmaba Freud— *sufre de reminiscencias* o, mejor dicho, de falta de reminiscencias. No se cura sino en la medida en que logra recuperar el recuerdo, liberado en la actualización de la relación transferencial, de la carga afectiva concomitante. El mecanismo psíquico puesto en juego en este esfuerzo de olvidar será la censura y el contenido de lo olvidado en apariencia, lo reprimido. El sujeto quedará escindido entre su conciencia y su inconciente, y la represión, para Freud (1914a) deviene el "pilar sobre el cual reposa todo el edificio del psicoanálisis". La vivencia traumática, dirá más tarde, redefiniendo lo que llamó "su neurótica", no requiere necesariamente que el traumatismo haya existido en la realidad externa al sujeto, sus propios deseos o pensamientos pueden ser traumáticos, ocupando siempre, a lo largo de todo su desarrollo teórico, la sexualidad, uno de los polos de todo conflicto. En ese sentido podemos decir que la experiencia psicoanalítica actuaría como una experiencia traumática, que en la medida en que sea vivida como suficientemente contenida, brindará al sujeto la posibilidad de pasar de una memoria compulsiva a una memoria con capacidad representativa.

La represión, la memoria y el olvido constituyen una trama indisolublemente ligada a las vicisitudes de la organización simbólica del pensamiento y del basamento sexual del mismo.

Dado que nuestra organización libidinal condiciona el curso de nuestro pensamiento, uno podría decir que piensa y, eventualmente, recuerda desde su propia pulsionalidad.

En un breve artículo de 1914, "Acerca del *fausse reconnaissance* (*déjà raconté*) en el curso del trabajo psicoanalítico", Freud, con la maestría que lo caracteriza, advierte sobre la convicción que pueden tener algunos pacientes de haber ya contado un hecho por él recordado. Estos fenómenos de paramnesia incluyen el *déjà vu* (ya visto), *déjà entendu* (ya escuchado), *déjà senti* (ya sentido), *déjà raconté* (ya do), *déjà éprouvé* (ya vivenciado), *déjà senti* (ya sentido), *déjà raconté* (ya contado). Todos pueden tener en común un designio inconciente no ejecutado. Por ejemplo, haber vivenciado deseos de muerte respecto a alguien próximo, deseo que nunca hubiera hecho conciente, hasta el momento en el que aparece un hecho que lo hace conciente y del cual pensaba haber ya hablado previamente. También puede operar como un



recuerdo encubridor, que al ser contado funciona como si también hubiera contado el segundo recuerdo que en realidad se esconde detrás del primero. Por ejemplo, cuenta Freud que un paciente (el Hombre de los Lobos) refiere en el curso de sus asociaciones: "Cuando a la edad de 5 años jugaba en el jardín con un cuchillo y me corté el dedo meñique —¡Oh, sólo creí que me lo había cortado!... Pero si ya se lo he referido a usted". Cuando Freud le asevera que nunca le había contado nada parecido, el paciente se sorprende. Para evitar una polémica inútil, le pide que de todas maneras le repita la historia.

Teñía 5 años; jugaba en el jardín junto a mi niñera y tajaba con mi navaja la corteza de uno de aquellos nogales [...] De pronto noté con indecible terror que me había seccionado el dedo meñique de la mano, de tal suerte que sólo colgaba de la piel. No sentí dolor, pero sí una gran angustia. No me atreví a decir nada, me desmoroné sobre el banco inmediato y permanecí ahí sentado, incapaz de arrojar otra mirada al dedo. Al fin me tranquilicé, miré el dedo, y entonces vi que estaba completamente intacto.

El paciente de Freud aceptó finalmente que era muy difícil que hubiera contado ese recuerdo sin que Freud hubiese recordado semejante prueba de la angustia de castración en su infancia. Surge entonces la pregunta de por qué estuvo tan seguro de haberla ya contado. Y entonces a ambos les viene en mente otro recuerdo que había sido contado varias veces y con cierta insistencia en las sesiones previas: "Cierta vez que mi tío salía de viaje, nos preguntó a mi hermana y a mí qué queríamos que nos trajese. Mi hermana le pidió un libro; yo, una navaja" (la navaja que su tío le había traído era, según su recuerdo, la misma que aparecía en los dos relatos). Este último relato había funcionado como un recuerdo encubridor del recuerdo reprimido, como un sucedáneo del relato sobre la supuesta pérdida del dedo meñique (equivalente simbólico del pene), relato interceptado por la resistencia.

O sea que el recordar no es una actividad simple, sino compleja. No sólo los recuerdos pueden ser más o menos precisos, sino que incluso los más precisos e intensos pueden estar al servicio de la resistencia bajo la forma de recuerdos encubridores. Es toda la diferencia entre la memoria de las fotografías o de las computadoras, esas máquinas bárbaras tan sólo capaces de memorias reproductivas, y los recuerdos humanos, cuya memoria es siempre representativa, creativa y eminentemente subjetiva, dado que incluye la lógica del fantasma. Aunque en el caso particular de la fotografía, en lo que hace a la reproducción de lo real, y siguiendo a Barthes, habría que incluir la mirada del fotógrafo que hace un singular recorte de la realidad.

Tradicionalmente hubo disquisiciones sobre la oposición entre la percepción y la memoria: ¿lo que percibimos es copia fiel de la cosa, del obje-



to que existe en el mundo? ¿Lo que recordamos es copia fiel de lo que percibimos?

Lo mismo que para Magritte la imagen de una pipa no es una pipa —idea que inmortalizó con su famosa pintura de una pipa y la inscripción por debajo de la misma que dice: “esto no es una pipa”, afirmación que dejó perplejo a más de uno—, para el psicoanálisis, la memoria no es copia fiel de lo que percibimos. La memoria de la cosa no es la cosa. No bien percibimos un objeto, una situación, una persona, su percepción entra en relación con un sinnúmero de percepciones y recuerdos afectivamente asociados que harán de esa percepción una percepción válida para esa sola persona. Percibimos y recordamos a partir de una compleja red de percepciones y de los recuerdos de las mismas, tamizadas por el afecto, la historia, el idioma, el deseo y la organización libidinal de cada uno.

En la carta 52 a Fliess, Freud sostiene: “Nuestro mecanismo psíquico se ha generado por estratificación sucesiva, pues de tiempo en tiempo el material preexistente de huellas mnémicas experimenta un reordenamiento según nuevos nexos, una retranscripción”. Y más adelante agrega: “Cada reescritura posterior inhibe a la anterior y desvía de ella el proceso excitatorio”.

Es decir que la memoria no es estática e inmutable. Es dinámica y sujeta a reinterpretaciones sucesivas. El pasado, desde el punto de vista psicoanalítico, no es inmutable, tiene un porvenir. Repito la frase de Valéry: “La memoria es el porvenir del pasado”. La memoria del pasado adquiere diferentes relieves y sentidos con las sucesivas significaciones que se hacen *a posteriori*. Lo que caracteriza al psiquismo humano, para el psicoanálisis, es la primacía del *après-coup*, es decir, de la resignificación que cada escena adquiere con posterioridad, a medida que el recuerdo se va enhebrando con un complejo sistema de significaciones y metáforas que pueden cambiar, por ejemplo, en el curso de un proceso analítico. Desde el psicoanálisis, la memoria no es una entelequia. Para el psiquismo humano hablamos de rememorar y no de memoria, dado que el rememorar no consiste en un mero traer a una época presente un hecho del pasado, como cuando uno solicita la memoria de la computadora. En el acto de recordar estamos recreando continuamente el hecho recordado, en una recreación que se irá modificando con la red simbólica que el sujeto irá tejiendo.

Esta concepción se aleja de la neurología clásica, que consideraba la memoria como esencialmente reconstructiva. Pero no de la neurobiología contemporánea. Damasio (1994), en su libro *El error de Descartes*, afirma:

Las imágenes no se almacenan como facsímiles de cosas, acontecimientos, palabras o frases. El cerebro no archiva fotografías polaroid. Tenemos evidencia directa de que cuando recordamos un objeto determinado, una cara, una escena, no logramos una reproducción exacta del original, sino más bien



una interpretación, una versión nueva, reconstruida. También, a medida que avanzamos en años y cambia nuestra experiencia, las versiones evolucionan.

Esta visión moderna de las neurociencias en nada se aleja de la concepción psicoanalítica. En ese sentido podemos decir que Freud precedió muchos de los descubrimientos de las neurociencias contemporáneas y fue pionero en ese campo.

En "Recordar, repetir y reelaborar", Freud (1914c) resume lo que propone como la esencia de la técnica psicoanalítica. En este artículo modifica en parte la manera simple del recordar que había descrito al inicio del psicoanálisis, conservando, sin embargo, como base del tratamiento psicoanalítico la necesidad del recordar. Describe otra manera del recordar que es la repetición. Plantea que el analizante "no recuerda en general nada de lo olvidado y reprimido, sino que lo actúa. No lo reproduce como recuerdo sino como acción; lo repite sin saber, desde luego, que lo hace". Es la actualización en la transferencia la que permite revelar el mecanismo psíquico. Esta repetición en la transferencia tiene la ventaja, en el mejor de los casos, de poder ser retomada en el marco de la sesión, llevando así a la persona al camino de los recuerdos, facilitándole la vía de vencer las resistencias mediando una reelaboración de las mismas. O sea que la repetición de ciertas elecciones que se resumen en actos es otra manera que tiene el psiquismo de recordar. Y desde este punto de vista uno puede decir que el vínculo transferencial permite una reactualización de las vivencias afectivas primarias y que, por lo tanto, es también una manera de recordar. Más problemática es la repetición fuera del contexto psicoanalítico. A partir de los años veinte, con la introducción de la pulsión de muerte, Freud retomará la idea de la repetición y, con la denominación de compulsión a la repetición, la pondrá bajo el dominio de dicha pulsión. La memoria que se expresa a través de la compulsión a repetir no es una memoria ligada a la representación simbólica. Se podría decir que es una memoria de inferior calidad, dado que mantiene el engeguimiento del sujeto.

En uno de sus últimos trabajos, "Construcciones en el análisis", Freud (1937) nos recuerda que el trabajo analítico consiste en "volver a recordar ciertas vivencias, así como las mociones de afecto por ella provocadas, que están por el momento olvidadas en él. El síntoma es el sustituto de eso olvidado". Si bien es claro que el trabajo del analizante consiste en recordar "algo vivenciado y reprimido por él", Freud se pregunta en qué consiste entonces el trabajo del analista, en la medida en que desde su lugar no puede recordar algo que concierne el mundo interior del analizante. Su tarea, dice Freud, consiste en "colegir lo olvidado desde los indicios que esto ha dejado tras de sí; mejor dicho: tiene que construirlo". O, si se prefiere, reconstruirlo. Freud compara el trabajo del analista con el del arqueólogo. Personalmente diría que se parece también a la labor del arquitecto



o a la del pintor que restaura una obra de arte, pues trata de devolverle su esplendor inicial, lo cual no le impide poner pinceladas que le son propias, respetando el estilo original. Es lo contrario de lo que hicieron en la Capilla Sixtina, lo que en italiano se conoce como "*il braghettone*". Los frescos pintados por Miguel Ángel fueron restaurados hace poco tiempo. Una de las preguntas que surgieron fue si se restauraba la obra de acuerdo con el original o si se conservaban los taparrabos que la censura de la Iglesia le agregó con posterioridad para que no se viera el sexo de los personajes. El Vaticano prefirió que se conservaran los taparrabos. El trabajo del analista, por el contrario, consiste en restaurar la obra inicial, sin el taparrabos, sin la censura, o en todo caso, una vez que la represión haya sido levantada, que el analizante elija o no ponerse el taparrabos.

En el mismo artículo, más adelante, Freud dice:

[...] con frecuencia no consigue llevar al paciente hasta el recuerdo de lo reprimido. En lugar de ello, si el análisis ha sido ejecutado de manera correcta, uno alcanza en él una convicción cierta sobre la verdad de la construcción, que en lo terapéutico tiene el mismo efecto que un recuerdo recuperado.

Cada construcción es considerada como una hipótesis, una conjetura, que aguarda ser examinada, confirmada o desestimada. No traerá necesariamente recuerdos como una red captura peces, pero aportará una fuerza significativa capaz de suplir a las fallas mnésicas. Es decir que no se busca necesariamente una construcción que posea una verdad histórica, sino que cumpla una función en la dinámica del aparato psíquico. Y Freud propone incluso que el término "reconstrucción" reemplace al de "interpretación".

La manera de recordar es diferente en función de la estructura psíquica del sujeto; no se recuerda de la misma manera desde una histeria, desde una neurosis obsesiva, desde una perversión fetichista, desde una melancolía o desde una psicosis delirante o alucinatoria. Es decir que la cadena significativa del sujeto determina su modalidad de rememoración. El sujeto no tiene una historia que un observador podría desintrincar y describir, él es su historia, artesano de la misma dada su actividad de rememoración, en la cual pasado, presente y futuro se recrean como tiempos en interacción mutua.

No existe la memoria serena, está siempre sometida a la presión del ello y a la influencia del superyó, que orienta hacia la aprobación o la censura del recuerdo. Conviene hacer el duelo de una rememoración exacta en beneficio de la reconstrucción creativa.

Por otro lado, no hay una sola memoria, ni siquiera para el individuo. Hay una memoria narrativa, una memoria del cuerpo, una memoria de aquello que fue vivido demasiado intensamente para ser suficientemente



elaborado, y una memoria de aquello que no fue suficientemente vivido para dejarse olvidar. Pero en todas ellas lo más importante es la resignificación *a posteriori* que modifica constantemente, a partir del presente, la puesta en perspectiva del pasado. Sartre decía en una entrevista que, si bien tenía pocas relaciones verdaderas con la realidad, esperaba al menos tener relaciones reales con la verdad.

Micheline Enriquez (1987) dice que en todo ser humano que aspire a pensarse como individuo singular hay una insistencia subjetiva que lo empuja a la rememoración. El psicoanálisis es una obra de palabras que tienen una eficacia simbólica a través de un trabajo de la memoria sobre la memoria. Pero conviene diferenciar lo que Enriquez llama "la memoria inmemorial e inolvidable" de la memoria memorable y olvidosa. La primera es una memoria que no se sitúa en el campo de lo memorable. Si bien resiste al desgaste del tiempo, está constituida por un conjunto variado de impresiones sumamente precoces. Esta memoria no es pensable en términos de pasado. Si bien pertenece al pasado, permanece, en parte o totalmente, incognoscible. Sólo algunos indicios nos permiten deducir su existencia. Esta memoria es de entrada inconciente. No sería reapropiable en primera persona, sino por intermedio de lo que Micheline Enriquez llama "el imaginario deductivo de la situación analítica", que permite llegar a una construcción analítica gracias a la eficacia de su potencial figurativo. La memoria memorable y olvidosa corresponde a la amnesia que se produce como consecuencia de un conflicto psíquico, secundaria a la represión secundaria. Es por definición infiel, siempre en transformación, se escribe y se reinscribe en la temporalidad, a veces filtrada por el recuerdo encubridor.

Personalmente diría que *toda construcción analítica supone una deconstrucción previa*. Una cosa es la memoria y otra el recordar. No es la memoria inmutable de la hipercalculia del niño psicótico que tiene una eficacia simbólica. *Para recordar y resignificar el pasado hay que estar dispuesto a olvidar y recordar simultáneamente, para poder deconstruir y reconstruir una nueva trama simbólica que permita desanudar el síntoma*. A Mnemósine, diosa de la memoria, los griegos le oponían Lete, es decir, la muerte, que representaba el olvido. Desde el punto de vista psicoanalítico diría que una no puede intervenir sin la otra. Dicho en otros términos, la pulsión de vida necesita la pulsión de muerte para inducir cambios. Para poder crear nuevas ligazones psíquicas —lo que caracteriza a la pulsión de vida— el aparato psíquico tiene que estar dispuesto a desligar —lo que caracteriza a la pulsión de muerte— las ligazones previamente establecidas y que eran responsables del estado patológico. En "Nota sobre la pizarra mágica", Freud (1925) compara el funcionamiento del aparato psíquico con dicho dispositivo, el cual le permite responder a la siguiente pregunta: ¿cómo conciliar la inmovilidad de la traza y el olvido y la posibilidad de no saturación? La



pizarra no sólo ofrece "una superficie receptiva siempre utilizable, sino también huellas duraderas de los caracteres, como el papel común; resuelve el problema de reunir ambas operaciones distribuyéndolas en dos componentes –sistemas– separados, que se vinculan entre sí. [...] es ese exactamente el modo en que nuestro aparato anímico tramita la función de la percepción. El estrato receptor de estímulos –el sistema P-Cc– no forma huellas duraderas; las bases del recuerdo tienen lugar en otros sistemas, contiguos". Pero la memoria no es una entidad independiente de la represión. Como lo subraya Gantheret (1977), la memoria, en la obra de Freud, participa de la operación misma de la represión. En el hipotético caso que esto pudiera no suceder, tenemos a "Funes el memorioso", famoso cuento de Borges (1974).

La ficción borgesiana consiste en imaginar que, luego de haberse caído de un caballo, Ireneo Funes quedó tullido y con una hipermnésia. "Dos o tres veces había reconstruido un día entero; no había dudado nunca, pero cada reconstrucción había requerido un día entero". Hasta el día de su accidente –dice Borges– había sido lo que son todos los humanos: "un ciego, un sordo, un abombado, un desmemoriado".

Borges nos cuenta:

Locke, en el siglo XVII, postuló (y reprobó) un idioma imposible en el que cada cosa individual, cada piedra, cada pájaro y cada rama tuviera un nombre propio; Funes proyectó alguna vez un idioma análogo, pero lo desechó por parecerle demasiado general, demasiado ambiguo. En efecto, Funes no sólo recordaba cada hoja de cada árbol de cada monte, sino cada una de las veces que la había percibido o imaginado. No sólo le costaba comprender que el símbolo genérico perro abarcara tantos individuos dispares de diversos tamaños y diversa forma; le molestaba que el perro de las tres y catorce (visto de perfil) tuviera el mismo nombre que el perro de las tres y cuarto (visto de frente). Su propia cara en el espejo, sus propias manos, lo sorprendían cada vez.

Todos sabemos que para ser capaces de tener conciencia de nuestra identidad es necesario contar con un cierto grado de memoria. En su ausencia, alguien podría acostarse llamándose Pedro y levantarse al día siguiente creyendo que es Pablo. Pero lo interesante del cuento de Borges consiste en llamar nuestra atención sobre algo de lo cual somos, me parece, menos concientes, y es que para poder conservar el sentimiento de identidad también hay que poder olvidar. De lo contrario pasaría lo que le pasaba a Funes, que no sólo se sorprendía cada vez que se miraba al espejo, creyendo que era otro, sino que tampoco era capaz de pensar.

El olvido constructivo –a diferencia de la denegación, el clivaje o la forclusión– permite una libre circulación de la representación al interior del psiquismo. Se trataría de una forma de olvido en el sentido griego del término: liberarse de una memoria muerta, viscosa, inmutable, que impide la creación de nuevos vínculos significantes.



El psicoanálisis es una herramienta de reapropiación de su historia por parte del sujeto, gracias a su reactualización en la transferencia. Una memoria que escapa a la conciencia, reposa sobre bases transgeneracionales y se nutre de las generaciones anteriores. Como dice Michel Neyraud (1997), el psicoanálisis se sirve de la memoria del pasado para crear un porvenir que no sea sólo repetición.

El aparato psíquico funciona como una conflictiva alquimia de recordar y olvidar. Pero los dos elementos de esa alquimia son necesarios para mantener el sentimiento de identidad y la capacidad de pensar. Perpetuo balanceo entre la imaginación de la memoria y la capacidad creativa del olvido. Recuerdo y olvido, por lo tanto soy.

### Resumen

El autor reflexiona sobre el valor del olvidar para la construcción de la memoria y el progreso en la creación de una trama simbólica subjetiva.

**DESCRIPTORES:** OLVIDO / MEMORIA / SIMBOLIZACIÓN

### Summary

The author offers reflections on the value of forgetting for the construction of memory and for progress in the creation of a subjective symbolic scheme.

**KEYWORDS:** FORGETTING / MEMORY / SYMBOLIZATION

### Bibliografía

- Borges, J. L. (1944): "Funes el memorioso", en *Ficciones*, O. C., Emecé, Buenos Aires, 1974.
- Damasio, A. (1994): *El error de Descartes, la razón de las emociones*, Santiago de Chile, Andrés Bello, 1996.
- Enriquez, M.: "L'enveloppe de mémoire et ses trous", en *Les enveloppes psychiques*, París, Dunod, 1987.
- Freud, S. (1893): "El mecanismo psíquico de los fenómenos histéricos", A. E., II, pág. 27.
- (1914a): "Contribución a la historia del movimiento psicoanalítico", A. E., XIV, pág. 7.
- (1914b): "Acerca del *fausse reconnaissance* ('*dejà raconté*') en el curso del trabajo psicoanalítico", A. E., XIII, pág. 203.
- (1914c): "Recordar, repetir, reelaborar", A. E., XII, pág. 149.



- (1925): "Nota sobre la pizarra mágica", A. E., XIX, pág. 243.
- (1937): "Construcciones en el análisis", A. E., XXIII, pág. 257.
- (1950 [1887-1902]): "Carta N° 52", en *Los orígenes del psicoanálisis*, A. E., I, pág. 274.
- Gantheret, F.: "Trois mémoires", *NRP*, 15, París, 1977.
- Neyraut, M.: "La mémoire inconsciente comme limite épistémologique", en *Psychanalyse, neurosciences, cognitivisme*, París, PUF, 1997.
- Simondon, M.: *La mémoire chez les anciens grecs*, Corps Écrit, París, PUF, 1984.

(Este trabajo fue presentado a la Comisión de Publicaciones el 25 de febrero de 2002, y ha sido aprobado para su publicación en la REVISTA DE PSICOANÁLISIS el 8 de abril de 2002.)



TOMO LXX  
Nº 4, 2013

# REVISTA DE PSICOANÁLISIS

PUBLICADA POR LA ASOCIACIÓN PSICOANALÍTICA ARGENTINA

**“70 años  
de la Revista  
de Psicoanálisis.  
Publicar para  
el futuro”.**



**ASOCIACIÓN  
PSICOANALÍTICA  
ARGENTINA**

*70 años Revista de Psicoanálisis*



# Comentario del texto de Jacques André: 'Transferencia y Separaciones'

Juan Eduardo Tesone<sup>1</sup>

## Breve contextualización del texto en su obra

No es mi intención pretender hacer un recorrido de la obra de Jacques André, aún menos intentar una apretada síntesis que resultaría torpemente reductora. Me limitaré a señalar algunas de sus ideas directrices, pero insistiré particularmente en sus últimos trabajos, quizá menos conocidos en nuestro país.

Sus primeros textos, muy difundidos, conciernen particularmente a la sexualidad femenina, reflexiones de las cuales dan cuenta sus numerosas publicaciones. En "El cuerpo frente a la feminidad" (2008), postula la idea de una feminidad primitiva, superponiendo lo infantil y lo femenino. Su hipótesis conjuga pasividad (que considera es la vivencia inicial de cualquier sujeto humano, sometido a la sumisión y capricho del otro) y feminidad, atribuyendo a la feminidad una aptitud para representar la parte impensable de la forma pasiva. Su propuesta es que

"la posición femenina se pone en continuidad con la del niño orificial, ese niño penetrado o sometido a efracción por la sexualidad adulta inconsciente que interviene en los primeros cuidados. Los destinos de esta pasividad original siguen caminos singulares, desde la represión más radical hasta la asunción más regocijada (2008, p. 67).

Citando a Tertuliano, que afirmaba: "Mujer eres la puerta del diablo", destaca la vivencia que desde los orígenes la sexualidad femenina se ha asimilado a la desmesura, a una sexualidad inquietante para el hombre, quien ha intentado desde siempre cercenarla. Tiresias fue condenado por Hera a la ceguera (el mismo auto-castigo que se infligió Edipo) por haber visto demasiado, por haber revelado lo que Hera consideraba el secreto de su sexo, es decir que si el goce se divide en diez partes, la mujer tiene nueve y el hombre una sola. Recuerda que ha sido desde siempre mejor aceptada la representación femenina correspondiente a la de mujer útero, reproductora, ampliamente transmitida por las religiones, los mitos y la literatura médica. Es bien conocida la interpretación de la migración del útero como origen de diferentes patologías de la mujer. La oposición madre-mujer tendía a ocultar el escándalo constitutivo de la sexualidad humana, es decir no ligada a finalidades reproductivas. La Madona cristiana, virgen, y hasta liberada del parto como imagen que sería la inversa del coito, no es

1. jetesone@hotmail.com / Miembro de la Asociación Psicoanalítica Argentina y Miembro de la Sociedad Psicoanalítica de París



una representación inocente. “La madre sexual, a la vez primera seductora y objeto por excelencia del deseo incestuoso, reúne todas las condiciones para que se le mantenga firmemente apartada de la conciencia”. Sin hablar de “la erectilidad del clítoris, que impulsa más a la excisión que a la incitación” (André, 2008, p. 76).

¿Cómo discernir la vida sexual de hoy de la sexualidad de siempre?, se pregunta Jacques André. Y nos orienta sobre una doble pista: por un lado lo temporal de las variaciones históricas y culturales, y lo atemporal de las apuestas inconscientes. La moral dominante del siglo XIX dictaba a la mujer el imperativo siguiente: “¡trabaja, ahorra y renuncia a la carne!”. El imperativo actual sería igualmente categórico: ¡goza! El psicoanálisis es hijo de una época que histerizó la sexualidad, en cambio somos contemporáneos de un tiempo que la exhibe.

Sin embargo, subraya Jacques André, no existe tratamiento social del conflicto psíquico. La llamada liberación sexual no se traduce en un levantamiento de la represión, en una reabsorción ni siquiera parcial del inconsciente. El inconsciente ejerce tanta violencia hoy como ayer. La libertad actual de la vida sexual no se traduce de manera equivalente en una libertad de la vida psíquica frente a la angustia y su eventual cortejo de síntomas.

En la introducción al libro *Les sexes indifférents* (André, 2007, p. 14) afirma que la vida sexual de los adultos constituye el objeto de las ciencias humanas, lo sexual infantil sería lo propio del psicoanalista. Subraya luego, lo sexual infantil y no la sexualidad de los niños.

“Cuando los psicoanalistas *no saben ya más* lo que quiere decir “sexual”, una vez abandonadas las amarras genitales, y hacen de ese desconocimiento a la vez su objeto – el inconsciente – y el suelo paradójico de su práctica, el analista que *sabe* no escucha ya más. Un análisis, en el sentido fuerte del término, con lo que significa como cambio psíquico, puede tener lugar sin que esté casi concernida la vida sexual genital del paciente. El infantilismo de lo sexual, su fantasma, el síntoma y otras producciones del inconsciente que testimonian del mismo, es sobre ese atemporal que el psicoanálisis funda alguna esperanza de perennidad por haberlo descubierto”.<sup>2</sup>

Sin embargo, afirma Jacques André, no existe para el discurso psicoanalítico posibilidad alguna de salir indemne de su mala frecuentación, es decir el inconsciente, lo cual no es una razón suficiente para no intentarlo. Desde el momento que el psicoanalista teoriza, inventa una generalidad que le hace correr riesgos.

El inconsciente, para Jacques André, sería indiferente a lo actual... aunque considera que es a la vez verdadero y falso... no en el mismo lugar. Ninguna “liberación” protege del conflicto psíquico: a la liberación de los posibles corresponde siempre un nuevo territorio conquistado por la angustia. Es cierto, afirma el autor, que los términos del conflicto conllevan la marca de las encrucijadas actuales y se enuncian en el lenguaje dominante. Pero el conflicto, como el sueño, se nutre de los relieves del día.

2. Inédito en castellano, traducción personal.



En su intervención en el coloquio de la COWAP de Estambul sobre homosexualidades (2013)<sup>3</sup>, André considera que el psicoanálisis, en la práctica y en la teoría, testimonia de profundos cambios generados por un doble movimiento: uno por el signo de la a-temporalidad, el otro por las variaciones sociales y temporales. La a-temporalidad que nada cambia, sino que no existe "elección"<sup>4</sup> de objeto sexual que no se enraíza, que no se determine en el curso de los primeros amores y primeros odios. Los *Gender Studies* tuvieron el mérito de subrayar hasta qué punto el género (masculino/femenino) relevaba de una asignación más que de una naturaleza. La prolongación ideológica es sin embargo discutible: si la asignación es discursiva, otro discurso es siempre posible, el género puede improvisarse; si no consiste en cambiar de sexo - aunque el transexual lo realiza para convertirse en la mujer que es<sup>5</sup> - en todo caso cambiar de género, de acuerdo a la imagen festiva de los *drag queen*.

Para el autor, "El inconsciente con el cual los *gender Studies* realizan el contrapié es lingüístico y cultural" (2013, p.7)<sup>6</sup>; en cambio, el inconsciente del psicoanalista, el infantilismo de la sexualidad que caracteriza su objeto, la determinación precoz de la "elección" sexual que conlleva, ese inconsciente, políticamente muy incorrecto, no es tenido en cuenta por los *gender Studies*.

La principal contribución del psicoanálisis a la cuestión de la homosexualidad es de proponer su psicogénesis. Una psicogénesis en plural, dado que a la vez la "elección" homosexual resulta de historias psíquicas diferentes, luego porque la determinación psíquica para un mismo individuo condensa fuentes distintas. El niño es identificado por el inconsciente del adulto antes que pueda él mismo identificarse.

Los debates actuales sobre la diferencia de sexos, diferencia de géneros, interesan evidentemente al psicoanálisis, como este libro atestigua.

"Pero la alteridad - aquella inquietante y extraña, la del inconsciente - más que la diferencia constituye la originalidad de su objeto. Toda diferencia es de por sí organizadora; cualquiera sea la línea sobre la cual se sustente pone orden en lo polimorfo de lo sexual infantil. Los Romanos hacían pasar la diferencia entre actividad y pasividad. Los ingleses victorianos inventaron la pareja homosexualidad/heterosexualidad. Hoy... es un poco confuso. El antropólogo, el sociólogo, dispensan mucha energía para ver claro. No hay urgencia para el psicoanalista, incluso si la atemporalidad no le está prometida". (André, 2007, p. 17)<sup>7</sup>.

3. Inédito, traducción personal.

4. Entre paréntesis en el texto.

5. Inédito.



## Transferencia y separaciones

Es bien conocido, la transferencia tiene un origen intra-psíquico, las mociones conscientes e inconscientes son transferidas al otro, al analista en la particular situación de la cura. Secundaria en relación al narcisismo primario, no deja de tener un contexto dialéctico, más allá que dicha dialéctica no sea simétrica. Freud puntualizó principalmente la transferencia como obstáculo en la cura: “En el análisis la transferencia nos sale al paso como la más fuerte resistencia al tratamiento” (1912, p. 99). Dicha resistencia se manifiesta con intensidad en los aspectos de una transferencia negativa, o en caso de una transferencia erótica de fuerte impacto pulsional. Pero al mismo tiempo es desde la transferencia que la cura puede tener lugar como poderoso dispositivo para romper la repetición de lo actual, que a falta de interpretación puede repetirse indefinidamente.

En otro texto, Freud (1915, p.166) nos advierte sobre los riesgos del amor de transferencia, sobre el cual se apoya la resistencia y opera como *agent provocateur* (en francés en el texto). Sus primeras reflexiones conciernen la relación compleja en la cual el amor de transferencia fue negado y condujo a una ruptura entre Anna O. y Breuer, quien huyó despavorido de Anna O. y de la histeria. Así Freud, en el mismo texto, alerta sobre las fuerzas explosivas con las que trabaja el analista, subrayando la consagrada ley de abstinencia necesaria a toda cura, sin que el riesgo de explosión pulsional lo desaliente a proseguir su trabajo, al igual que un químico con el material explosivo al cual se confronta.

Si Freud insiste en la transferencia como resistencia y obstáculo a la cura, ya sea en forma de transferencia negativa o erótica, Jacques André privilegia como resistencia desde el inicio de toda cura, y por ende de la transferencia, la complejidad paradójica del encuentro-separación. Su texto, tejido con los hilos de una sutil clínica pero acompañada de una sólida reflexión teórica, da cuenta de los aspectos ambivalentes de la transferencia desde el inicio de toda relación analítica. Para Jacques André no es posible finalizar una cura sin haber trabajado los aspectos positivos y negativos de la transferencia entrelazados con el trabajo psíquico de la separación. Retoma uno de los términos de la traducción de Freud sobre el cual hará hincapié: se trata de la necesidad, según Freud, de liquidar la transferencia, del alemán *abgetreagen*. Las nuevas traducciones al francés han elegido el término de barrer al analista, término quizá menos brutal pero no menos despectivo en la lógica amor-odio de toda transferencia. No hay fin de análisis sin esta liquidación, palabra que reenvía a la muerte del analista, violencia de la cual ningún analista puede substraerse. El autor cuestiona la idea de Ferenczi quien considera que el final del análisis puede ser considerado como la separación de “dos alegres compañeros” y advierte sobre la inviabilidad de terminar de manera consensuada, lo cual significaría una relación simétrica. El lapsus de uno de sus pacientes fue elocuente. En vez de decir “Puse fin a mi análisis con el acuerdo de mi analista” dijo: “Puse fin a mi analista”. Lapsus revelador, dado que si la transferencia no ha actualizado la transferencia negativa que culmina con la figura del “asesinato” del analista, a “matarlo” una segunda vez, no puede haber fin de una cura. El trabajo de duelo, la posibilidad de desligarse de su analista se va gestando desde el inicio del



análisis sostiene el autor. Pero no deja de recordarnos que para que la separación pueda tener lugar, el encuentro previo es indispensable. De lo contrario se podría caer en la lógica de la madre muerta de Green, es decir la de una madre de la cual es difícil separarse dado que nunca estuvo presente.

Vemos que en su trabajo sobre la transferencia Jacques André pone el acento en como se van gestando en la relación analítica los movimientos que conciernen el encuentro y la separación. En ese sentido el desafío al análisis radicaría en la capacidad que pueda tener la cura para construir, o incluso crear la capacidad para separarse, ahí donde dicha capacidad era desfalleciente o inexistente.

La resistencia transferencial a la separación se sitúa principalmente para Jacques André en la lógica misma del inconsciente que no conoce la diferencia, que sólo conoce el sí de la satisfacción del deseo. Diferencia planteada de diversas perspectivas según las diferentes patologías. En la neurosis las diferencias serían conflictivas, en la pervisión se niegan las diferencias entre los sexos y las generaciones, en la psicosis se niega lo que opone el afuera al adentro, en la melancolía lo que separa los vivos de los muertos, en los estados-límite lo que distingue la ausencia de la pérdida.

Jacques André pone el acento en la capacidad de separación del ser humano, trabajo indispensable desde el inicio, ya sea al momento del nacimiento como en la relación al objeto vital. El juego de bobina será un precioso ejemplo del trabajo psíquico que debe operar en todo sujeto, una manera de sortear la angustia de separación, aunque prefiera llamarlo juego de la desaparición y no tanto de la separación. Destaca la importancia de la representación como forma de mantener vivo y presente el objeto al interior de sí mismo, de identificarse al objeto, una respuesta en el ser a la imposibilidad de tener al objeto todo el tiempo. El autor introduce una idea a mi juicio fundamental en la comprensión del desarrollo de la cura: la importancia que tiene lo sexual para transformar una efracción traumática, en sí misma angustiante y destructora, en un juego excitante. El juego es repetición, recuerda el autor, pero es al mismo tiempo repetición de la satisfacción y no solamente del trauma: "lo sexual, aquí, no es lo reprimido, está de lado del tratamiento psíquico, al servicio de la transformación" (André, 2013, p. 7). Vemos así que para Jacques André lo sexual infantil no desaparece con la segunda tópica, sino que cambia de lugar, pasando a operar como impulsor del cambio. Se trata de liberar la sexualidad infantil para encontrar otras salidas que el empantanamiento del síntoma.

Para André, el dispositivo analítico se dirige sobre todo a aquellos que saben jugar al juego de la bobina, a quienes no sólo soportan la ausencia sino que también logran excitarse con la misma. En ese sentido propone la palabra sitio, en lugar de marco, semántica que según el autor brinda una mayor posibilidad de juego, incluyendo el inconsciente del analista y su contra-transferencia.

La toma en consideración de la transferencia negativa, el fin del análisis, no tendría lugar sin un trabajo simultáneo del analista. Muchos análisis se convierten en interminables, sostiene Jacques André, si el analista no integra la contra-transferencia en su trabajo y su deseo de proseguir la cura indefinidamente. Lo paradójico del análisis consiste en pedir "a un solo y mismo analista, a la vez de existir, de darle vida, y al



mismo tiempo matar” (2013, p.4). Cada analista se confronta a la vez con lo que se produce en el encuentro de los dos protagonistas, y al mismo tiempo con las modalidades de separación siempre originales para cada sujeto.

El autor se diferencia de otros autores franceses, como Michel Neyraut (1980), quien considera que la contra-transferencia precede a la transferencia, dado que para dicho autor la contra-transferencia manifiesta una demanda. Dicha demanda, para este autor se desliza inexorablemente en las interpretaciones.

La conceptualización de Jacques André es más próxima a la de Paul Denis (2010) quien sostiene que la contra-transferencia es la condición de la transferencia; su juego recíproco constituye la articulación entre los dos protagonistas. No se trata de intersubjetividad, sino de articulación de dos movimientos psíquicos específicos y de su elaboración conjunta.

En el texto de André se desprende, a mi juicio, la importancia paradójica que adquiere a la vez la desexualización y sexualización del proceso analítico, en el cual la emergencia de la sexualidad infantil es la condición misma de la cura. Durante la cura, la intensidad de la demanda amorosa y la brutalidad del odio siempre presentes no pueden ser soslayados en el trabajo de perlaboración, piedra angular de toda cura. ■

**DESCRIPTORES:** SEXUALIDAD FEMENINA / INCONSCIENTE / HOMOSEXUALIDAD / TRANSFERENCIA / SEPARACIÓN / METODO PSICOANALÍTICO

**KEYWORDS:** FEMALE SEXUALITY / UNCONSCIOUS / HOMOSEXUALITY / TRANSFERENCE / SEPARATION / PSYCHOANALYTIC METHOD

**PALAVRAS-CHAVES:** SEXUALIDADE FEMININA / INCONSCIENTE / HOMOSSEXUALIDADE / TRANSFERÊNCIA / SEPARAÇÃO / MÉTODO PSICANALÍTICO

## Bibliografía

- André, J. (2007). *Les sexes indifférents*. Obra colectiva compilada por Jacques André, Paris: PUF (inédito en castellano).
- (2008). *El cuerpo frente a la feminidad*. In: *El cuerpo: Lenguajes y Silencios*, compilado por Leticia Glocer-Fiorini, trad. Irene Agoff. Buenos Aires: Lugar y APA.
- (2013). *Homosexualidades masculinas en la cura*, Estambul, Coloquio de COWAP, “Homosexualities”, 31 de mayo y 1º de Junio 2013 (inédito).
- (2013). *Transfert et séparations*, Conferencia dada en la APA, Buenos Aires, Octubre 2013. (inédita).
- Denis, P. (2010). *Rives et dérives du contre-transfert*. Paris: Puf.
- Freud, S. (1912). *Sobre la dinámica de la transferencia*, AE, Vol XII, p.93-105, Buenos Aires 1996.
- (1915). *“Puntualizaciones sobre el amor de transferencia”*, AE, Vol XII, p.160-174, Buenos Aires, 1996.
- Neyraut, M. (1980) *Le transfert*. París: PUF, Paris.



# Revista de PSICOANALISIS

EDITADA POR LA ASOCIACION PSICOANALITICA ARGENTINA

## 4

- JOSEPH SANDLER:  
Acerca de las relaciones de objeto  
interno 435
- ENRIQUE R. TORRES:  
Interpretación y psicosis 459
- EDGARDO H. ROLLA:  
Sobre depresión 473
- JORGE A. CANESTRI y  
JUAN EDUARDO TESONE:  
Los nombres propios: del *Cratilo* a  
una hipótesis psicoanalítica 484
- SALOMON RESNIK:  
El padre en el psicoanálisis 499
- EDMUNDO SAIMOVICI:  
Interpretación y adolescencia 518
- ELFRIEDE S. LUSTIG DE FERRER y  
NASIM YAMPEY:  
El mito de la lechuza 532
- FRANCISCO GOLDSTEIN HERMAN:  
Contribución  
a una metapsicología de la  
atención parejamente flotante 538
- Sección interdisciplinaria*
- ESTHER ROMANO:  
Un instrumento de diagnóstico: la  
percepción individual y grupal 568
- Sección monografías*
- CLAUDIO JORGE REVERE:  
Estructura, etiología y tratamiento  
de la personalidad borderline 586
- Revista de libros* 609





# Los nombres propios: del *Cratilo* a una hipótesis psicoanalítica

---

\* Jorge A. Canestri y  
\*\* Juan Eduardo Tesone

---

¿Por qué nombrar? A la confusión y al desdoblamiento especular y simétrico de una pareja gemelar del mismo sexo se oponen los nombres: Cecile y Aline sabrán decir de su diferencia. Quienes deben cuidar a estas niñas huérfanas proveerán sucesivamente a reintroducir la indistinción: Celine será la anáfora que las reunirá nuevamente, fuera del útero, en un nombre-a-dos que está destinado a pesar como un destino. Julieta tratará desesperadamente de oponerse al propio en una verdadera aventura retórica. Recordemos la escena segunda del segundo acto del *Romeo y Julieta* de Shakespeare. Julieta interroga la ciencia de las palabras, apasionadamente: "¿Qué es Montesco? No es mano, ni pie, ni brazo, ni rostro, ni ninguna otra parte perteneciente a un hombre". Y ruega: "¡Oh, sé algún otro nombre!" De hecho, es un nombre el que separa a Julieta de Romeo. Pero Julieta está obligada a demostrar que entre el nombre y la cosa no existe una relación de necesidad. Y su demostración es obviamente poética y sigue la lógica del amor. No lo había hecho mejor Platón en el *Cratilo*. A la pregunta: ¿Qué hay en un nombre?" ["What's in a name?"] sigue la dulce argumentación: "...that which we call a rose / By any other name would smell as sweet" (que lo que nosotros llamamos una rosa / con cualquier otro nombre perfumará tan dulcemente). Y Romeo desearía no llamarse más Montesco y ser perfumada flor sin nombre para el deseo de Julieta. Sin embargo, si se sigue la acción, se verá que Romeo no sabe luego cómo decir quién es: "No sé cómo decirte quién soy". Y Julieta, que clamaba por el olvido del nombre, responde: "¿No eres Romeo y un Montesco?"

No es posible responder a las preguntas "¿Por qué nombrar?" y "¿Qué hay en un nombre?" prescindiendo de ciertos reparos metodológicos, ya que la pregunta por el nombre llama en causa ciertamente a la lingüística, pero también a la lógica, a la etnología y a la historia de la cultura en general. Por obvias razones de espacio sólo podemos trazar, brevemente, un panorama de la bibliografía específicamente psicoanalítica sobre el argumento, sin ninguna aspiración a agotarla, como introducción a nuestras tesis.

\* Dirección: Via Sesto Rufo 23. 00136 Roma. Italia.

\*\* Dirección: 6 square Albin Cachot. 75013 Paris. France.



Tenemos la impresión de que se pueden reconocer, sumariamente, dos épocas y dos temáticas. En la primera, que podríamos identificar con los albores de la empresa psicoanalítica, el tema del nombre propio es tratado tomando en particular consideración la incidencia del valor semántico del nombre sobre la personalidad, el destino y las elecciones de vida del portador. Asimismo, éste es el período en el cual Freud explora los mecanismos y las razones que conducen al olvido de los nombres propios, a las sustituciones que se operan en el esfuerzo de recuperar el nombre olvidado, a las parámnasias y a los recuerdos encubridores. En esta fase la bibliografía destaca los nombres de los pioneros: K. Abraham (1912), H. Silberer (1913), C. Oberndorf (1918), W. Stekel (1911), I. Flugel (1930), cuyos trabajos, aun respetando naturalmente las obvias diferencias de estilo y de acentuación de los particulares, tienen una sustancial unidad de criterio. Como ya se ha dicho, se trata de analizar la incidencia del valor semántico del nombre y en algunas ocasiones del apellido. Nuestra tesis actual se aleja de esta concepción central por dos motivos esenciales, aun cuando no desconoce que las hipótesis elaboradas por los autores de ese período conservan su utilidad en casos particulares. El primer motivo está en relación con el hecho de tratarse de una hipótesis que tiene un dominio limitado y ocasional. En efecto, es necesario presuponer para aplicarla que la semántica del nombre propio, a un nivel *morfémico*, sea significativa y específica. Es evidente que esta situación no es frecuente; más aun, se puede afirmar que es siempre menos habitual. Tal afirmación nos introduce al segundo motivo: desde la antigüedad hasta nuestros días se ha operado una progresiva des-semantización del nombre propio y los apellidos están determinados en nuestra cultura por reglas bien codificadas y bastante automáticas. La transparencia, el carácter creativo e inédito y la pregnancia semántica que caracterizaron el acto de nombrar en el pasado remoto, testimoniados por la literatura sacra y profana, se han extinguido. Una teoría psicoanalítica que se basara únicamente sobre este criterio interpretativo vería enormemente reducida su área de aplicación.

Por el contrario, las consideraciones freudianas sobre el olvido de los nombres, las representaciones sustitutivas y los recuerdos encubridores conservan toda su potencialidad heurística.

La segunda época que hemos hipotizado, si bien no abandona completamente algunas temáticas que distinguieron la anterior, se orienta, predominantemente, sobre líneas de interés diferentes. Estas se podrían sintetizar en la relación que el nombre propio tiene con la adquisición de la identidad, con la formación del yo y con sus mecanismos defensivos, con la constitución del superyó y con las características de objeto transicional que puede asumir el nombre de pila.

En el interior de este panorama, que nosotros unificamos por obvios motivos expositivos, pero que presenta, evidentemente, notables diferencias de orientación teórica, querríamos mencionar los trabajos de M. V. Seeman (1976), W. F. Murphy (1957), A. Falk (1975), J. Lacan (1961), L. Irigaray (1985) e I. Berenstein (1976).



Motivadas razones de concisión nos inducen a no referir en detalle las interesantes novedades que presentan estos trabajos, pero querríamos destacar en cambio aquellos elementos puntuales, marginales quizás en relación al núcleo principal que los guía, que se pueden colocar en sintonía con nuestra hipótesis central. Se trata de la relación que el nombrar establece con los conflictos parentales o, más genéricamente aun, con la vida fantasmática de los padres de un niño. Es así como M. V. Seeman, en la discusión final de su trabajo, intuye que "en el sentido freudiano de las sustituciones de los nombres propios olvidados [...] que en parte esconden y en parte revelan preocupaciones prohibidas, los nombres dados a los niños se transforman en potenciales fuentes de información sobre los padres". A. Falk propondrá en su escrito, dedicado al cambio de los nombres y su relación con la identidad, que tales nombres de niños están directamente relacionados a fuertes emociones que prevalecen entre los padres. Pero es quizás el enfoque estructural, inspirado en la antropología de *Las estructuras elementales de parentesco* de C. Lévi-Strauss —que I. Berenstein utiliza en su libro *Familia y enfermedad mental* para analizar el fenómeno de la nominación en un caso clínico familiar—, el que demuestra una afinidad mayor con nuestro enfoque.

El autor propone que el nombre identifica no sólo a una persona sino a todo un grupo familiar y un momento histórico. El nombre aparece pues como "un índice de la estructura inconsciente familiar".

Veamos inmediatamente cuáles son nuestras convergencias, nuestras divergencias y la ampliación que, a nuestro entender, incluye el enfoque que proponemos.

Si quisiéramos encerrar en una fórmula el principio que orienta nuestro pensamiento sobre el problema psicoanalítico del nombre y que guía nuestra reflexión clínica, diríamos que se trata de actualizar la idea del legislador del *Cratilo*: el "demiourgos onomatón". La sustancial diferencia con la figura platónica reside en el carácter inconsciente de la operación que nuestro "legislador" lleva a cabo, así como en el número de figuras que lo constituyen, al menos dos en nuestro caso: padre y madre. Debemos admitir que existe la génesis del nombre y que por consiguiente los padres participan, llamando al niño a la vida de un universo humano a través de la nominación, a una función que en la Antigüedad correspondía a los atributos de la divinidad.

El nacimiento, como hecho biológico, no asegura por sí mismo la inscripción del niño en el universo humano, esencialmente simbólico. Esta posibilidad inicial, que como veremos está preñada de significados y de consecuencias que la experiencia clínica no nos permite descuidar, le es ofrecida al niño a través del *don* inaugural del nombre de pila. Hipotizamos que la presencia del niño en el deseo de los padres, desde antes de la concepción, permite que esta inscripción simbólica comience a ejercer sus efectos aún previamente al nacimiento del niño real. La primera traza o inscripción simbólica de la serie que se desplegará sucesivamente corresponderá pues a la elección del nombre de pila, que postulamos como una copulación simbólica del linaje materno y paterno en el deseo.



René, niño de cinco años peligrosamente cercano a una desestructuración psicótica, nació poco tiempo después de la muerte de su hermano. Su identidad era reconocida exclusivamente en tanto representaba para sus padres, ya desde su nombre (re-nacido), la realización del deseo de resurrección de su hermano mayor muerto. Tal solución, que se basa sobre una potente negación de la muerte del primer hijo, constriñe a nuestro paciente, a través de la actitud de los padres, preanunciada en el nombre de pila dado a René, a vivir bajo el signo de la muerte psíquica.

Sostenemos entonces que el niño recién nacido no es una tabula rasa, ya que un ante-texto, su nombre, lo precede. Sin embargo, como este ante-texto contiene en sí una compleja trama intergeneracional e interfamiliar, se trata en realidad de un verdadero intertexto, sobre el cual el sujeto escribirá su propio texto. Se desprende de lo anterior que éste asumirá las características de un auténtico palimpsesto intergeneracional.

El núcleo de nuestra tesis es pues que el nombre es un lugar privilegiado para la inscripción del deseo parental y simultáneamente su transcripción concreta. Este será entonces el depositario de la mitología familiar y el esbozo precoz de una identidad futura. Es lógicamente deducible que el niño sufrirá la influencia de la fuerza de los significantes parentales que quedan ligados inconscientemente al nombre de bautismo, significantes que en numerosas ocasiones deberá descifrar para tener acceso a un destino propio. Nosotros transmutamos la "fuerza determinante" a la que se refería Abraham en "fuerza significativa" y sustituimos la determinación semántica por la determinación operada por la "ratio" inconsciente que motiva la elección del nombre propio. La experiencia clínica nos enseña que así como es posible atribuir un nombre a un niño, es usual atribuir un niño a un nombre.

Si, como nos enseña Freud, el mecanismo del olvido de los nombres propios y el mecanismo de creación de los nombres sustitutivos tienen una sustancial identidad, no resulta osado postular que el nombre está condicionado por la represión y en algunos casos por la negación. Basta recorrer nuevamente los ejemplos propuestos en la *Psicopatología de la vida cotidiana* —valga por todos el olvido del nombre Signorelli— para percibir que los nombres, como los restos diurnos para el trabajo del sueño, ofrecen al inconsciente algo indispensable, el soporte necesario para una transferencia (Freud, 1901).

Tales consideraciones nos autorizan a pensar que aun cuando la elección del nombre se efectúe por una anodina utilización de los nombres de los santos del calendario, de los nombres de los parientes cercanos o de los nombres de moda, la elección será siempre singular y corresponderá a la red de los significantes que organizan los deseos de los padres. Es lícito hipotizar que en muchas ocasiones la perspectiva habitual con la cual nos acercamos espontáneamente al acto de nombrar debe ser invertida: no elegimos los nombres, sino que los nombres nos eligen, se nos imponen. En estos casos el acto parece adquirir mayor valor significativo.



Así la conocida tesis desarrollada por Barthes en su trabajo sobre el significado de los nombres en la "Recherche" proustiana, o sea la postulación del nombre propio como forma lingüística de la reminiscencia a través de un proceso de hipersemantización, nos encontrará sustancialmente de acuerdo.\* Concluimos entonces que aun cuando el nombre se presente depurado de un significado semántico esto no indica que esté desprovisto de una carga significante; esta última será la consecuencia del deseo inconsciente transferido en el nombre. Deseo inconsciente parental en el caso del niño, deseo de escritor en las criaturas del imaginario proustiano.

### El nombre como compromiso del deseo parental y la intertextualidad del palimpsesto familiar

Dentro de la lingüística moderna, la pragmática ha insistido sobre el valor performativo del acto de nombrar, es decir, ha destacado una característica fundamental del nombre propio: su presencia en la enunciación de una interpelación. En el caso que nos ocupa, el acto parental de nombrar, la interpelación es virtual, pero no pierde por ello su significado. El enfoque pragmático nos permite un progreso sensible en nuestra formulación, ya que pone en evidencia cómo todo nombre encierra en sí mismo una *relación implícita*. Para la lingüística, la relación incluida en el acto de nombrar es una relación dual: hay un yo que nombra un tú. En la elección del nombre del niño interviene, por lo menos, la pareja de los padres y por consiguiente se trata de un "nosotros te nombramos". Interpelación originariamente imaginaria, ya que el niño está incluido en el discurso de los padres, se plasma en la realidad del nombre atribuido cuando el niño nace.

Hemos afirmado que el nombre de pila es un *compromiso*, el compromiso de los deseos paternos y maternos respecto al niño. Sin embargo,

\* Podemos, a través de un breve ejemplo, observar las peculiaridades de este proceso de hipersemantización, que obedece a mecanismos de desplazamiento y condensación, aun cuando éstos funcionen, aparentemente, a nivel de la conciencia en Proust.

Se trata de Balbec: existe un Balbec real y un Balbec soñado en los días tempestuosos en París. El Balbec soñado en París es "la nature livrée à elle-même", lo es completamente. Pero hay en Balbec una iglesia que evoca el arte persa y por consiguiente la historia. Es por tal motivo que "la série de siècles entre dans la nature" y el autor siente que "...le projet d'un voyage à Balbec, mêlait en moi le désir de l'architecture gothique avec celui d'un tempête sur la mer". Balbec es entonces, por la sola evocación del nombre —ya hipersemantizado— una mezcla de deseos, una fusión, una alianza. Proust mismo subraya que para hacer renacer los deseos y las impresiones relativas a los lugares de su memoria bastaba pronunciar los nombres: Balbec, Venice, Florence, "dans l'intérieur desquels avait fini par s'accumuler le désir", encerrado en el "refugio" de los nombres. No es necesario demostrar cuánto nos hemos alejado de las hipótesis que atribuían la fuerza determinante del nombre a su significado, entendiendo el significado en función del valor semántico directo del nombre. Son evidentes por lo demás las coincidencias que podemos destacar entre los análisis de Barthes y los nuestros.



no limitamos a los padres la posibilidad de participar al compromiso de deseo. Efectivamente, no es infrecuente que en las líneas de fuerza del compromiso de los deseos maternos y paternos intervengan los deseos de la fratría. Proponemos, a título de ejemplo, la historia de Regis.

Este niño de seis años, hijo único con un status de privilegio en la familia, va a tener un hermano. Su padre Roger y su madre Veronique sugieren como nombre para el niño que vendrá Romain, en primer lugar porque les gusta, en segundo lugar porque es un nombre que comienza con la letra R. Con la letra R empiezan los nombres del padre y del hijo, pero también el nombre del hermano del padre y el del padre de la madre, ambos llamados René. El único sobrino se llama Remi. La letra R había adquirido para esta familia el valor de un linaje, era un emblema de la identidad familiar. Regis rechazaba el nombre Romain para su hermano. Celoso por la perspectiva del nacimiento del intruso, era capaz de imaginar con éste sólo relaciones de rivalidad. Identificándose con Asterix (el personaje de las historietas francesas, héroe mítico de los galos), presagiaba violentas disputas con el futuro Romain, dado que, decía Regis: "los galos y los romanos se han peleado siempre". Regis formula un deseo, su hermano podría llamarse Alexandre, que no es ciertamente un nombre menos guerrero. Sin embargo, la aceptación de este nombre tuvo efectos benéficos, en cuanto apaciguó sus fantasías de rivalidad y de muerte. Quizá se pueden reconocer en este ejemplo dos factores de transformación de las fantasías y de las emociones del niño. Por un lado la posibilidad de intervenir con su deseo en la elección del nombre, por el otro la posibilidad de excluir simbólicamente a su hermano de una cierta modalidad de transmisión de la identidad familiar y por consiguiente de la familia misma.

E. Jones (1953) relata también la participación de otro niño en la elección del nombre del hermano que está por nacer. Se trata de S. Freud, que, en un "consejo de familia" organizado a tal propósito, sugiere el nombre Alejandro, inspirado por las proezas guerreras del conquistador de la Macedonia.

En estos ejemplos se delinean, con gran claridad, contenidos que generalmente no afloran a la conciencia sino después de un trabajo analítico sobre los contenidos manifiestos que condensan el mito familiar.

Dado que en el nombre de pila, sobredeterminado, se entrecruzan y se funden las cadenas asociativas de los sueños-de-niño de los padres y de la familia, el nombre conserva, como una cera, las huellas de "un otro" en sí mismo, superposición de huellas que atraviesan las generaciones y que lo habitan. A propósito del funcionamiento y de la presencia de las inscripciones en la constitución del aparato psíquico, J. Derrida propone "pensar la vida como traza antes de determinar el ser como presencia". Y el mismo Freud postuló, como sabemos, una concepción del aparato psíquico como un sistema de inscripciones sobrepuestas, simultáneas y sucesivas (carta 52 a Fliess), que se organizan y reorganizan retroactivamente. No es contradictoria pues con esta orientación la idea



de un intertexto o palimpsesto intergeneracional que sedimenta una parte de su estratificación en el nombre propio de cada individuo. Si aceptamos esta propuesta, debemos pensar el ante-texto que es el nombre propio, no como una estatua inmóvil, tallada en la piedra de una vez para siempre. Este se asemejará en cambio a una escultura cinética que admitirá nuevas orientaciones de su movimiento, adquiriendo diferentes formas en incesante reformulación.

La escritura del texto de una existencia no se agrega, en el sujeto, al ante-texto del nombre, sino que lo re-escrive permanentemente; modificación de sentido, pero no invención. En efecto, la historia y el mito familiar fijados, al menos parcialmente en el nombre de bautismo, y la historia personal del individuo, no constituyen capas geológicas superpuestas y fácilmente reconocibles sino, en nuestro discurso metafórico, capas en movimiento y en interpenetración constante. Se deduce entonces que en esta perspectiva nombrar a un niño no es sólo identificarlo socialmente o incluirlo en un sistema clasificatorio, tal como proponía Lévi-Strauss. En el nombrar se respeta de hecho la ley clasificatoria antropológica, pero en la trama de esa ley se anuda la ley del deseo, que posee constricciones que le son propias. Es así como los padres en el acto de nombrar siguen, sin saberlo, dos leyes: la ley clasificatoria y la ley del deseo inconsciente.

Desde el punto de vista de la lingüística hemos mencionado cómo el nivel de análisis de la pragmática podía contribuir a reforzar nuestra hipótesis. Otras dos direcciones del análisis lingüístico ofrecen nuevos puntos de apoyo y podrían recibir, simultáneamente, contribuciones provenientes de la experiencia psicoanalítica.

En el nivel semántico, que es el que en definitiva ha concentrado la atención de los lógicos, se trata de responder a la pregunta: ¿tienen los nombres propios un significado y, si lo tienen, cuál es? (El significado del concepto de significado se mantiene, en este caso, intencionalmente, en la ambigüedad.) En un excelente artículo J. Molino (1982) describe la alternativa que se plantea en la lingüística y en la lógica en los siguientes términos: considerar el nombre propio como una etiqueta vacía o verlo por el contrario como demasiado lleno de significado. En el primer caso los nombres propios se identifican con los elementos pertenecientes al campo deíctico del lenguaje; en el segundo los nombres propios aparecen "más ricos y más cargados de afectividad" que los nombres comunes. Tal sería la función literaria y poética de los nombres propios, "hipersemanantizados" en la interpretación de Barthes. Molino sugiere que en este caso el nombre propio parece renviar a una *serie indefinida de interpretantes* (Peirce). Nosotros suscribimos la tesis de Molino y haciéndola nuestra postulamos la existencia de un *interpretante privilegiado*, que hemos identificado en el deseo parental que preside la elección del nombre y que determina al sujeto.

En un interesante texto dedicado al nombre secreto en el hinduismo B. Bäumer (1969) nos ofrece otro elemento útil para la reflexión psicoanalítica sobre el nombre. Los padres de un niño, en el acto de otorgar a éste los nombres que lo individualizan, conceden al recién nacido un



nombre secreto que le será comunicado a la mayoría de edad. El joven puede entonces dar a conocer su nombre secreto a su maestro o gurú; en ciertas ocasiones puede recibirlo directamente del maestro en la iniciación. Tal nombre secreto expresa un "resto" inagotable que corresponde a la fuerza de la persona, incompletamente representada en los otros nombres. Nuestro interés por el tema del nombre secreto está radicado en el hecho de poder individualizar, en este caso especial e inusual en la cultura occidental, un elemento idéntico al que nos es familiar en nuestro cotidiano acto de otorgar un nombre a un niño. Si nuestra idea es correcta el nombre propio contiene un secreto en su interior, que no se expresa concretamente en un nombre secreto ad hoc, como en el hinduismo, pero que no por ello es menos efectivo. Hemos individuado en el deseo reprimido o negado y en el mito familiar este elemento que puede requerir un trabajo de descifre. Se trata pues de invertir la fórmula conservando el sentido: no el nombre secreto, sino el secreto del nombre.

Se deduce de lo anterior que puede ser necesario, en algunas situaciones clínicas, descifrar el mito familiar y el deseo parental encerrado en un nombre para liberar a un niño de un punto de anclaje, que es ciertamente imprescindible para su filiación, pero que puede mantenerlo amarrado al elemento familiar que ha sido reprimido o negado, y que en cuanto tal es potencialmente patógeno. Si se llega a desenhebrar de los intersticios del nombre de pila el Ananké que determina y que obstaculiza la emergencia del deseo del niño, es posible depurar el nombre propio, a través del reconocimiento, de aquello que aliena.

Entendemos que el sujeto, que recibe un nombre cuando nace, debe apropiarse, sucesivamente, de su nombre, debe habitarlo. Esta dimensión del nombre propio es reconocida, en otros términos, por una de las direcciones de análisis de la lingüística, la dirección llamada cognitiva, que se interesa en el estudio del rol que tiene el nombre en los procesos cognitivos. La lingüística reconoce, y nosotros nos identificamos plenamente con la idea, que en la red cognitiva de cada sujeto los nombres propios constituyen los puntos fijos de la organización simbólica, sea desde el punto de vista de la organización mental, sea desde aquél de la estructura del mundo. En esta dimensión creemos que nuestra tesis, ampliando el aporte al análisis del rol que tiene el nombre no sólo en los procesos cognitivos sino además en los procesos afectivos, puede ser enriquecedora.

Cedemos a la voz del poeta E. Sanguineti (1987) la tarea de expresar, en forma literaria, algunos de los objetivos que la presentación inmediata de la historia de un niño llamado Christos tratará por lo menos de esbozar. Dice Sanguinetti: "Debemos dejar un equo espacio libre... para aquel proceso de interiorización del Nombre, de adecuación al Nombre que, en forma consciente o inconsciente, se desarrollará en el orificio interior de quien ha sido marcado con semejante signo y constreñido a hacerse cargo de él por sí mismo, a menos que recurra, lo cual se transforma en prueba infalible del hecho, a la máscara de un seudónimo o a la corrección legal de su nombre".



**Presentación clínica:  
a propósito de Christos y de su familia**

Con el caso clínico que proponemos no pretendemos ilustrar la veracidad de nuestras hipótesis teóricas, sino tan sólo permitir al lector seguir el relato de una consulta y de una parte del psicoanálisis de un niño —realizado por uno de nosotros (J. E. Tesone)— donde se evidencia cómo el descifre del nombre de ese niño logró desanudar la problemática familiar que se había cristalizado alrededor de su vacilante identidad.

La familia Z. llega a la consulta enviada por un Centro de París, por consejo de una asistente social. En ese momento Christos tiene siete años. El motivo manifiesto de la consulta se refiere a las dificultades escolares de Christos y, particularmente, a sus trastornos disortográficos. El niño cursa el segundo año de la escuela primaria y presenta signos evidentes de dislexia, con inversiones, confusiones y olvidos de letras. Este "iceberg" sintomático aparece en un clima de violencia familiar, especialmente del padre respecto al hijo mayor, Christos. De la violencia familiar se hablará, sin embargo, con mucha reticencia; los padres insistirán únicamente sobre los trastornos de aprendizaje, alrededor de los cuales se orientará la primera entrevista.

La familia está compuesta por la pareja de padres: el Sr. Slodcé, de 36 años, mecánico; la Sra. Fátima, de 30 años, portera, y por dos niños: Christos de 7 años y Serge de 4, que tiene graves dificultades motoras. Los padres de Slodcé son Dimitri y Victoria, ambos fallecidos inmediatamente después del final de la segunda guerra mundial; los padres de Fátima viven y sus nombres son Luis y María. Estos datos fueron reconstituidos con gran dificultad, ya que las primeras entrevistas con los padres se caracterizaron por la gran imprecisión reinante sobre las fechas y sobre el origen de sus respectivas familias.

**El niño: ¿Christian o Christos?**

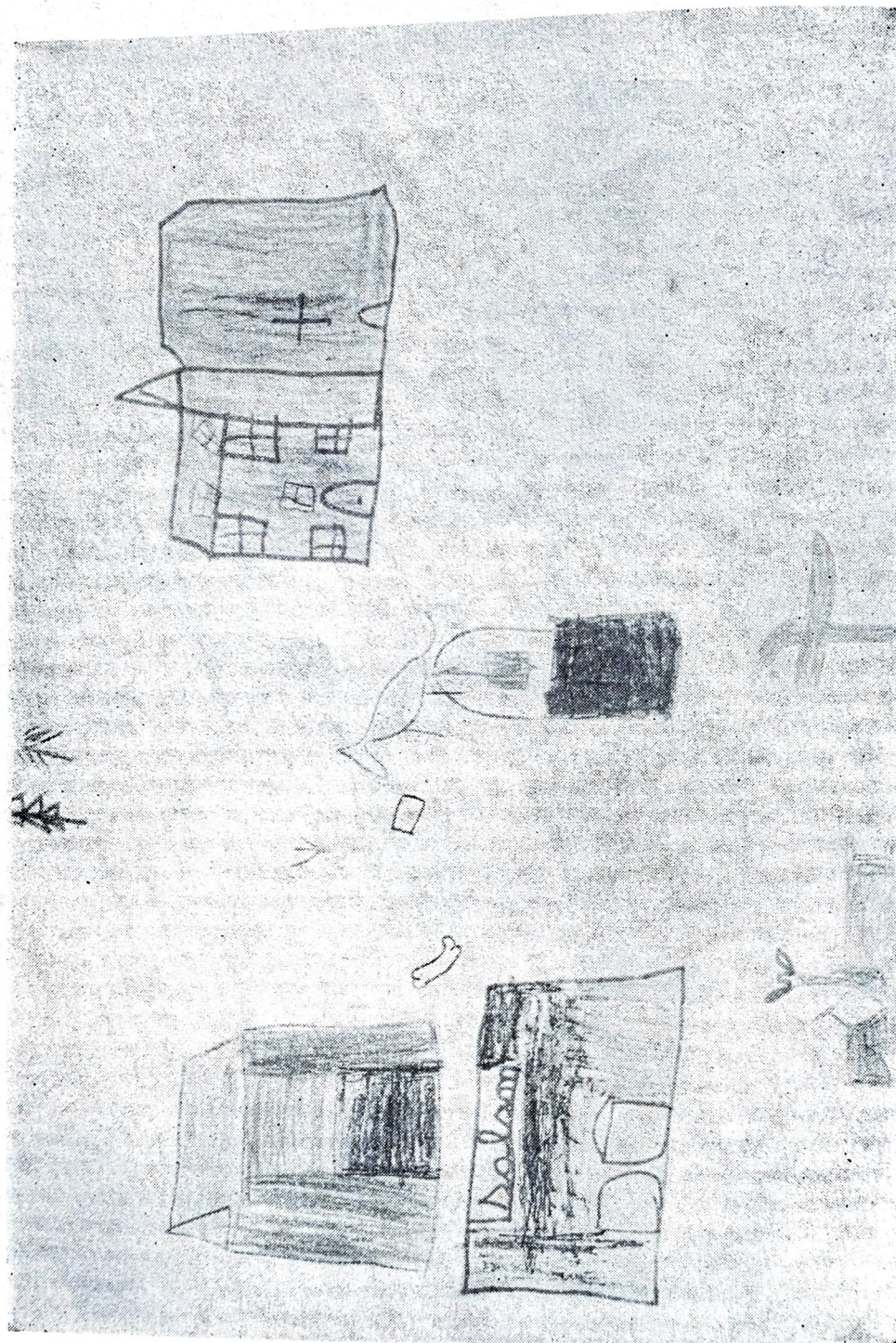
Christos es un niño delgado, alto, de cabellos castaños. Se presenta como un niño frágil y relativamente inhibido. Además de sus problemas de escritura expresa cierta torpeza en su coordinación motora. Sus movimientos corporales no tienen soltura y su aspecto es más bien tieso. Se muestra muy preocupado por cooperar y su mirada ansiosa trata de percibir la reacción que provocan sus palabras.

Cuando le preguntamos cómo se llama dice Christian, pero rápidamente precisa que en la escuela lo llaman a veces Christo(s), ya que en francés la s final es muda.









Evide  
simple  
ni inme  
dice, luc  
ramos c  
Christos

En el  
un cact  
(en fran  
rodeado  
taria. A  
dibujo  
element

Relat  
finalme  
ocupa u  
que no  
tamaño  
aquí tra  
de Chri

Inme  
iglesia-c  
Allí viv  
en total  
trevista  
históric  
l'Hom

Los p  
tugués,  
griego,  
por var  
nombre  
de iden  
corresp  
en temp  
griega.

El id  
prohibi  
los pad

En la i  
niño, h  
de este



Evidentemente esta pregunta inicial, que se formula de manera tan simple a un niño, provoca en Christos una respuesta que no es ni fácil ni inmediata. Cuando le preguntamos cómo prefiere que lo llamemos dice, luego de una larga vacilación: Christian. Tiempo después nos enteramos de que su madre lo llama siempre Christian y su padre a menudo Christos.

En el dibujo libre inicial Christos dibuja un señor en un automóvil, un cactus en forma de cruz y arena; luego un pozo, un perro, un hueso (en francés, "os"), una iglesia, un saloon y en la parte superior pinos rodeados de montañas. El conjunto está presentado de manera fragmentaria. A Christos le cuesta organizar una historia relacionada con su dibujo y en particular establecer lazos imaginarios entre los diferentes elementos.

Relata que el perro va a hacer "pasos de gigante" para acercarse y finalmente "comerse el hueso" (os). Este perro que comerá el hueso (os) ocupa una posición central en la hoja. Es el único elemento del dibujo que no está coloreado, una figura triste y solitaria. El hueso (os) tiene un tamaño relativamente desmedido en relación al perro: nudo significativo, aquí traducido en imagen, que condensa la problemática de la identidad de Christos.

Inmediatamente la iglesia se convierte en una imagen que es mitad iglesia-cementerio, mitad la casa de la familia del señor del automóvil. Allí viven cinco niños y sus padres (inicialmente Christos dice que hay en total cuatro personas). Luego agrega tres ventanas negras. En una entrevista sucesiva contará que quiere ser "buscador de huesos (os) prehistóricos", motivación que descubre durante una visita al Musée de l'Homme.

*Los padres:* son ambos extranjeros. La madre, Fátima, de origen portugués, vive en Francia desde los 21 años. El padre, Janis Z., de origen griego, llegó a París a los 27 años, luego de numerosos desplazamientos por varios países eslavos. Durante las sucesivas migraciones su verdadero nombre, Janis, se fue deformando progresivamente en sus documentos de identidad hasta convertirse en Slodcé, simple juego de letras que no corresponde a ningún nombre. Precozmente huérfano, perdió además en temprana edad a sus tres hermanos mayores durante la guerra civil griega.

El idioma utilizado en la comunicación familiar era el francés, con una prohibición tácita de hablar el portugués o el griego, lenguas de origen de los padres.

### Comentarios

En la imposibilidad material de relatar extensamente el análisis de este niño, haremos solamente algunos comentarios pertinentes al argumento de este trabajo.



El impacto migratorio había desencadenado en la familia Z. una modificación angustiante de su identidad, de la cual Christos era el vector principal.

La Sra. Z. había intentado una adaptación a la cultura francesa en detrimento de su historia y de su identidad. Esta sobreadaptación se reducía a algo exclusivamente imaginario; en la vida real se encerraba en su casa, le costaba mucho alfabetizarse en francés y no entablaba vínculos con el entorno.

Christos era para su madre un pseudópodo fálico, un sujeto deseado, erotizado, que tenía la misión de suplir sus carencias. Prolongación narcisista tanto más catectizada en cuanto la deficiencia motora de su hijo menor le había producido una gran herida narcisista. En su preferencia e insistencia en llamar a su hijo Christian y no Christos, como figuraba en sus documentos, delegaba en él, proyectivamente, sus deseos de inscripción en la nueva cultura.

En su fracaso escolar Christos se afirmaba desesperadamente como sujeto singular, negándose a través de ese síntoma a quedar atrapado en el deseo materno.

Christos, su nombre de bautismo, era reconocido y utilizado sólo por el padre. Este había elegido para su hijo el nombre del Mesías, aquel que, de acuerdo con su religión, le permitía el acceso al Padre. La elección de ese nombre permitió quizás al Sr. Z. reconciliarse con sus orígenes y reparar, al unísono, la progresiva deformación que había sufrido su propio nombre.

El esfuerzo de Christos por liberarse de las redes del deseo materno y por encontrar una salida a la situación edípica se traducía en su tentativa de identificarse con su padre, salida que el niño entrevé inconscientemente y que se expresa en la duda respecto a su nombre.

En su dibujo, el perro que se acerca con pasos de gigante para comer un gran "os" ¿no es tal vez él mismo que quiere apoderarse del "os" del nombre Christ-os? Identificación oral que es expresión de su organización libidinal. Los dos nombres, Christian y Christos, tienen una raíz idéntica en Christ. El significante "os" es el que falta para llegar al nombre elegido por el padre.

Mucho después de las entrevistas iniciales, durante el psicoanálisis de Christos, comprendimos que la historia personal y mítica del padre oponía también, igual que la de la madre, una barrera a la aceptación, por parte del niño, de su verdadero nombre.

Contrariamente a lo que es nuestra costumbre, en las entrevistas con los padres no habíamos preguntado los nombres de los hermanos del Sr. Z. Como si inconscientemente nos hubieran inducido a respetar un núcleo significativo de la represión familiar. Christos era también el nombre del hermano mayor muerto en guerra del Sr. Z. Para el Sr. Z. la muerte del hermano mayor cobró una gran significación ya que, por desplazamiento edípico, luego de la muerte prematura del padre (a la edad de tres años de Slodcé), el hermano asumió un rol claramente paterno. Cuando el Sr. Z. tenía seis años la muerte del hermano mayor-padre en la guerra civil asumió probablemente, desde una perspectiva



edípica, el significado de una culpa, por la responsabilidad inconsciente de esa muerte violenta.

Si sus defensas maníacas lo conducían a negar la realidad de esa muerte, su hijo Christos probablemente representaba una reparación maníaca de ese asesinato originario, alguien destinado a borrar los rastros de la culpa edípica. Pero simultáneamente, si su hijo llegaba a ser realmente Christos y no Christian, podría representar en su propia ecuación edípica irresoluta el fantasma de ese hermano-padre "asesinado", que retorna con un significado persecutorio. Recordamos al respecto que Freud, en el capítulo sobre los afectos de la *Traumdeutung*, dice que los nombres transforman a los niños en "revenants". El nombre de Christos marcaba para el Sr. Z. un compromiso entre el deseo de reparación maníaca y el temor del retorno de lo reprimido. Compromiso del cual el hijo era el soporte.

Comprendimos así a posteriori la insistencia de Christos de dibujar cementerios al lado de las iglesias, tema que ya estaba presente en el primer dibujo durante la entrevista inicial y que se repetía en el material sucesivo del psicoanálisis. Nos dimos cuenta de que el primer dibujo de la consulta inicial era ejemplar, ya que condensaba la problemática de Christos, los temas esenciales de sus conflictos inconscientes, que luego se desplegarían en el análisis.

En la imagen mitad iglesia-cementerio, mitad casa familiar de su dibujo inicial, Christos había imaginado cuatro habitantes. Después se rectifica y dice que allí viven cinco niños con sus padres. A las cuatro ventanas coloreadas de rojo agrega tres más de color negro.

Estas tres personas más (o menos...), estas tres ventanas-tumbas negras ¿no evocan a los tres hermanos muertos del padre y el duelo imposible que está suspendido? Además, el "os" que comía el perro del dibujo inicial ¿no podría representar también el intento de Christos de internalizar los esqueletos familiares, la muerte, tan insistentemente renegada?

En todo caso, y a partir del momento en que se analizó el problema del duelo renegado, sea en el análisis del niño, sea independientemente en la terapia paralela de los padres, se produjo algo que hizo cambiar las producciones gráficas de Christos y el orden simbólico al que remitían. Los cementerios-iglesias ya no formaron parte de sus dibujos y desaparecieron las vacilaciones sobre su nombre. En lo sucesivo firmará sus dibujos Christos.

Christos, liberado de una problemática que no le pertenecía pero que lo habitaba y que ponía obstáculos a su nombre, puede iniciar el camino hacia el encuentro de su identidad. Ya no tuvo necesidad de dar "pasos de gigante", es decir pasos que abarcaran dos generaciones, para internalizar el "os" de Christos.

En una sesión dibuja un personaje que, nos dice, "ve aparecer un perro". Pero es un perro más vivo que el perro del primer dibujo y en su interior se puede ver, por transparencia, un "os" ingerido. Sobre el reverso del dibujo tacha con una línea el nombre de Christian y firma Christos. En los meses que siguen a esta sesión la disortografía va desapareciendo rápidamente. A partir del momento en que pudo escribir su



nombre, Christos pudo escribir también un idioma que anteriormente era sólo una máscara para su identidad. Dañando las palabras, Christos se negaba a ocupar el lugar que el deseo de su madre le asignaba y denunciaba al unísono la alteración en el orden de la filiación paterna. La problemática que se anudó alrededor del nombre del niño correspondía pues a lo reprimido familiar. Cuando se presenta un síntoma, el nombre de un niño, Christos en nuestro ejemplo, puede funcionar como un criptograma. Descifrarlo, explorar los elementos reprimidos del deseo de los padres, de la historia y de los mitos familiares, es una de las coordenadas principales de la tarea analítica.

### Bibliografía

1. Abraham, K. (1912): Über die determinierende Krapft des Namens. *Zentralbl. f. Psa.*, II, p. 133.
2. Barthes, R. (1953): Proust et les noms. En *Le degré zéro de l'écriture suivi de Nouveaux essais critiques*. París, Seuil.
3. Bäümer, B. (1969): Le nom secret dans l'hindouisme. En *Analyse du langage théologique. Le nom de Dieu*. Collectif, París, Aubier.
4. Berenstein, I. (1976): *Familia y enfermedad mental*. Buenos Aires, Paidós.
5. Derrida, J. (1967): Freud et la scène de l'écriture. En *L'écriture et la difference*. París, Seuil.
6. Falk, A. (1975): Identity and name changes. *The Psychoanalytical Revue*. Vol. 62, Nº 4, pp. 647-657.
7. Freud, S. (1901): *The psychopathology of everyday life*. S.E., VI.
8. Flugel, I. (1930): On the significance of names. *Brit J. Med. Psychology*, X, p. 208.
9. Irigaray, L. (1985): *Parler n'est jamais neutre*. París, Minuit.
10. Jones, E. (1953): *Sigmund Freud: Life and Work*. Londres y Nueva York.
11. Lacan, J. (1961): L'identification. Séminaire. Inédito.
12. Lévi-Strauss, C. (1947): *Les structures élémentaires de la parenté*. París, Mouton, 1967.
13. Molino, J. (1982): Le nom propre dans la langue. En "Le nom propre". *Lan-gages*, Nº 66. París, Larousse.
14. Murphy, W. F. (1957): A note on the significance of names. *Psychoanal. Q.*, vol. 26, pp. 91-106.
15. Oberndorf, C. P. (1918): Reaction to personal names. *Psa. Rev.* V, p. 47.
16. Proust, M.: Noms de pays: le nom. En *A la recherche du temps perdu*. Du côte de chez Swann.
17. Sanguineti, E. (1987): L'omonimia culturale. En *Nomi e cultura*, de Emidio De Felice. Venezia, Marsilio, cit. p. XI.
18. Seeman, M. V. (1976): The psychopathology of everyday names. *Br. J. Med. Psychol.* 49, pp. 89-95, cit. p. 95.
19. Silberer, H. (1913): Mensch und Name. *Zentralbl. f. Psa.*, III, p. 460.
20. Stekel, W. (1911): Die Verpflichtung des Names. *Ztschr. f. Psychotherap. u. Mediz. Psychol.*, III, p. 110.



# Revista de PSICOANALISIS

EDITADA POR LA ASOCIACION PSICOANALITICA ARGENTINA

## SAN FRANCISCO, 1995 "Realidad psíquica"

MENSAJE PRESIDENCIAL, ETCHEGOYEN / **ESCRITOS**: LAS RAICES HISTORICAS DE LA ORTODOXIA PSICOANALITICA, BERGMANN / FALO, PENE Y ESPACIO PSIQUICO, BIRKSTED-BREEN / COMPLEJO FRATERO Y COMPLEJO DE EDIPO, KANCYPER / EL CONCEPTO DE "NACHTRÄGLICHKEIT", KÜNSTLICHER / LAS CONVICCIONES: OTRA CONSTRUCCION DE LA REALIDAD PSIQUICA, LEVIN DE SAID / NARCISISMO Y REALIDAD PSIQUICA, LICHTMANN / LA FUNCION ANALITICA Y [LA PRESENCIA DE] EL ANALISTA, MARUCCO Y OTROS / MULTILINGÜISMO, REPRESENTACION DE PALABRA, REPRESENTACION DE

TOMO LII, Nº 3 JULIO-SEPTIEMBRE DE 1995





# Multilingüismo, representación de palabra, representación de cosa y realidad psíquica

\*\* Juan Eduardo Tesone (París)

A partir del "aparato de lenguaje" y sus trastornos descritos por Freud en su "Contribución a la concepción de las afasias" (1891), los psicoanalistas no cesaron de preguntarse acerca de la relación entre el lenguaje y el pensamiento.

Curiosamente —salvo excepciones notables— mucho menos trabajada fue la incidencia del multilingüismo, es decir la utilización de una lengua diferente de la materna en la situación analítica. Sin olvidar tener en cuenta, dentro de la diversidad de lenguas, el matiz entre plurilingüismo y poliglótismo. Aprender más de una lengua simultáneamente desde niño —lo que llamamos plurilingüismo— no tiene probablemente la misma incidencia intrapsíquica que aprender otra lengua más tardíamente —el poliglótismo— cuando la lengua materna ya ha sido sólidamente adquirida. Sin embargo podemos conservar el término más general de "multilingüismo" cuando no es necesario diferenciar el poliglótismo del plurilingüismo como lo sugieren Amati-Mehler y col. (1990).

Ese desinterés es más sorprendente todavía cuando vemos que la historia del movimiento psicoanalítico está atravesada por migraciones, transmutaciones de lenguas, y esto desde los

\* Dirección: 6, Square Albin Cachot, 75013, Paris, France.



primeros pacientes de Freud en Viena. Para muchos pacientes de Freud el alemán era una segunda lengua, como fue el caso de uno de los más célebres, "el hombre de los lobos", pero también el de Lucy y muchos americanos que fueron a Viena. Con algunos de ellos Freud estuvo obligado de hablar en inglés (Flegenheimer, 1989).

Si Freud utilizó el modelo, la ficción —como decía él (Freud, 1900)— de un aparato psíquico, fue para poner aun más en evidencia la cantidad de trabajo que éste debe producir para mantener en el nivel más constante posible la energía del organismo.

Ahora bien, ¿es necesario proponer, a semejanza del aparato del lenguaje, un aparato de lenguas que defina el estatuto particular del aparato psíquico de los multilingües? No lo creo, sino para subrayar a través de este artificio que el aparato psíquico del multilingüe debe realizar un trabajo suplementario.

El recorrido se alarga. En lugar de seguir los caminos aparentemente conocidos de la lengua materna, el multilingüe prefiere a veces tomar los pequeños senderos forestales, al abrigo del calor, de otra lengua, ¿cómo llamarla?, ¿de préstamo, extranjera, de adopción? Eso no impide que al cabo de esos diferentes recorridos, siempre queda la misma representación-meta.

Si hablo de calor es porque el análisis es un asunto de pulsiones. "La pulsión —dice Green (1973)— es más un circuito que un lazo".

Cuando elige hacer un análisis en una lengua que no es aquella "que nosotros recibimos imitando sin ninguna regla a nuestra nodriza" (Dante), el políglota alarga deliberadamente el circuito. Se aleja de la voz materna, fuente de una excitación demasiado intensa. Teme la sobrecarga afectiva si el circuito permaneciera más corto. Le teme al cortocircuito.

Luciano, de origen italiano, cuando me vino a ver tenía treinta años y vivía en París desde hacía muchos años. La primera entrevista fue en francés —nada más normal en Francia, salvo que el francés no es su lengua materna. Tampoco la mía. Pienso que esta situación es más anodina de lo que aparenta. El analista y su paciente nunca comparten la misma lengua. ¡Qué afirmación osada! me podrían decir. Pero después de todo por qué sería de otra manera ya que no comparten la misma madre (como si la unidad de lenguas pudiera crear la ilusión, incluso



para Erick y Melanie o para Ana y Sigmund...). Lo que era menos anodino para Luciano fue su elección implícita de hacer su análisis en una lengua extranjera.

El analista que me lo derivó había pensado que mi conocimiento de la cultura italiana podría ser beneficioso para el análisis. Pero Luciano no había buscado un analista italo-fónico, lo cual no hubiera sido difícil en una ciudad tan cosmopolita como París. Sin embargo, le comuniqué que yo comprendía el italiano y que él podía utilizar esa lengua si lo deseaba o necesitaba.

La lengua italiana hablada en su infancia era la lengua del linaje materno. Su padre, originario de una zona limítrofe con Austria, de cultura germanófila, había conservado un dialecto del norte de Italia para comunicar con sus padres.

Desde la primera sesión se anuncia un movimiento transfe-rencial materno intenso, que toma rápidamente una forma arcaica. Luciano asocia el comienzo de su análisis con el nerviosismo que tuvo en su primera relación sexual con una mujer.

Cuando dejó su ciudad natal y vino a Francia, quiso cortar todo lazo afectivo con las mujeres. Tenía tendencia a apegarse demasiado y tomó la firme decisión de evitar todo lazo afectivo como resistencia al amor.

Dos poemas de Baudelaire que Luciano había apreciado particularmente en su adolescencia, dan la tonalidad: "Le vampire" y "La métamorphose du vampire". Él me dirá: "una imagen de la mujer ambivalente, por un lado ángel, por el otro demonio". Luciano se siente demasiado frágil para liberarse de las manifestaciones de ternura de las mujeres. Para él es una manifestación de algo infantil, "et la tendresse, bordel!"<sup>1</sup>

Luciano fue criado por sus padres, pero también por su abuela materna que era omnipresente y que contribuirá a la construcción de su imago materna.

Imago clivada en dos imagos terroríficas; una representada por su madre, imagen de un zombi ni del todo viva, ni del todo muerta, tramando una relación de posesividad vampirizante.

La otra imago, la de su abuela, representaba una imago seductora, forma perversa de una madre sexualmente abusiva.

Luciano oponía a la omnipotencia de la imago de la madre otra imago, aun más omnipotente y terrorífica que la primera, la de su abuela.

<sup>1</sup> Expresión francesa que significa "¿qué pasa con la ternura?" (N. de T.)



Balanceo perpetuo entre dos imagos femeninas arcaicas terríficas, las dos abusivas. Una vampírica, helada, petrificante, congelando toda manifestación de vida. La otra correspondiente, a una abuela seductora, incestuosa, haciendo fracasar toda ley, sobre todo la del padre, dejado de lado, eternamente impotente frente al poder de las mujeres.

Un recuerdo infantil (Luciano tenía entre 4 y 6 años) es muy elocuente. Sintiendo en erección y quejándose de tener "el pito mal puesto", la abuela "para calmarme... me masajeaba, o sea que me masturbaba para decirlo de una manera más elegante". Este recuerdo fue posteriormente confirmado por su madre, quien tuvo la necesidad de agregar "por supuesto, la abuela lo hacía sobre el pantalón". Extrema delicadeza de una abuela atenta... a eludir la ley.

La imagen de la madre que prevalece es la de una madre mortífera-mortificada. Ni Luciano ni su hermano podían contrariar a su madre, que aparentemente sufría del corazón: "**Fai il bravo con la mamma**" (Sé bueno con mamá), le decía su padre. Luciano había comprendido esta frase trivial como la conminación a someterse a todos los deseos de su madre, a ser su objeto parcial fálico.

Lo contrario hubiera provocado la muerte de su madre. Y también la suya, ya que su madre, a menudo lúgubre y apagada, podía cambiar brusca y repentinamente, estallar de cólera y provocar su caída, su muerte. Este temor se liga con el relato de los abortos espontáneos de su madre. Ella le decía: "Ustedes tendrían que haber sido cinco", refiriéndose a tres abortos. Y Luciano concluía: "Entonces hay tres desaparecidos".

Luciano, habiendo conseguido ser el preferido de su madre, estaba forzado a ser de una "obediencia ejemplar" para poder conservar su lugar sobre el pedestal, pero también su lugar en la vida.

El relato del destino de Lucifer, el ángel caído del cielo, que su madre le hacía lo fascinaba en el terror: "Lucifer, le contaba ella, era el más hermoso y el preferido de Dios, pero se cayó en el Infierno". Luciano, cuyo segundo nombre era el de un arcángel, temía no sólo sufrir el mismo destino que Lucifer, sino también, y sobre todo, el de esos tres niños desaparecidos, "caídos". "En mi casa no era Dios el padre sino Dios la madre".

Un calendario ilustrado con diferentes episodios del Infierno de Dante, colgado en la pared de su casa, no era un elemento especialmente tranquilizador.



oja del niño edípico que fue Luciano: seducir a su madre  
aría quizás la cólera del padre, pero no seducirla pro-  
su propia muerte?

segundo año del análisis inaugura un ciclo que llamaré  
"Giovanni". Las referencias a la opera de Mozart fueron  
frecuentes.

Este período se produjo un cambio en la relación trans-  
ferencial prevaleciente.

Después de la muerte de mi padre perdí mi última esperanza de  
"ser castigado", me dirá Luciano desde su omnipotencia edípica  
desprovista de angustia.

En sus asociaciones, yo era vivido unas veces como Don Gio-  
vanni, otras veces como el Convidado de piedra. Como Don  
Giovanni—dueño del deseo femenino—yo debía ser más fuerte  
que sus imagos femeninas terroríficas. Tenía que protegerlo de  
sus encantos femeninos y protegerme de sus propias encantos.  
Tanto que el Convidado de piedra tenía que castigarlo, poner  
un término a su goce de seductor-seducido empedernido.

La diferencia de la imago paterna, Luciano tenía quizá que  
darme una gran potencia... para poder impugnarla.  
Mi potencia viril no desprovista de temores homosexuales.

De esta manera Luciano va a vivir un período con mucha  
resistencia hacia mí. Duda de mis capacidades, critica la ubica-  
ción de mi consultorio. En una sesión, me hablará de su dificul-  
tad para escribir mi nombre en los cheques con los que paga  
regularmente mis honorarios, del miedo a deformarlo.

Yo interpreto su temor de que yo me dé cuenta de que él tiene  
miedo de deformar mi nombre, que es una manera de agredir-  
me.

Luciano asocia mis nombre, Juan Eduardo, y mi apellido,  
Nasone, que él pronuncia "a la italiana", a dos escritores latinos  
cuyos nombres contienen igualmente tres partes.

El primero, **VIRGILIO** (PUBLIO VIRGILIO MARONE).

El segundo, **OVIDIO** (PUBLIO OVIDIO NASONE).

**MARONE**, en el lunfardo de su ciudad, significa: testículo.

**NASONE**, en italiano, quiere decir: nariz grande.

"Son dos cosas que me hicieron reír cuando era chico. Esa  
necesidad de defenderme de usted ridiculizándolo. En la *Di-  
vina comedia*, Virgilio salva a Dante de tres fieras en la en-  
trada del Infierno y luego lo guía en su visita por el Infierno.  
Me acuerdo de una frase: 'Tu sei il mio Maestro e il mio  
autore' (Tú eres mi Maestro y mi autor).



Le digo que la deformación de mi nombre y su alusión a los órganos genitales eran como un ataque a lo que me haría Maestro, aunque él podía pensar que ese aspecto "maestro" lo salvaría del infierno.

Sus deseos parricidas van a desencadenar una enorme angustia de castración.

Luciano hará un sueño que será muy evocador a partir del momento en que asociará en italiano: estaba en mi consultorio y había un escritorio en la que percibía una acanaladura. Luciano trata de repararla pasando una vela a lo largo de la acanaladura.

Luciano asocia cajón del escritorio (**cassetto**) con pene (**cazzo**) y con pene pequeño (**cazzetto**) y se acuerda de una expresión de un camarada del colegio: "**mi è caduto il pennelletto, mi è caduto il pene nel letto**" (se me cayó el pincelito, se me cayó el pene pequeño sobre la cama).

Otro sueño de este período es, a nuestro parecer, muy elocuente con respecto a la singularidad de la angustia de castración de Luciano, siempre entrelazada y sostenida por un zoclo arcaico de violencia y de seducción maternal.

Relato del sueño: "Usted estaba ahí como médico (quizás médico clínico). Lugar despojado, como un dispensario, cama de médico. Una mujer lo acompaña. Yo no sé si era mi mujer o mi madre. Usted interviene en mis pies, los examina. El hecho de que usted toque mis pies, una cochinidad, algo muy desagradable, provocaba la contractura de todo mi cuerpo. Me parecía que había una gran complicidad entre usted y mi madre. Usted no tenía en cuenta mi enorme sufrimiento. Mi madre dice: '**peccato che habbia questo, proprio adesso che deve partire**'" (qué lastima que tenga esto justo ahora que él tiene que partir).

Luciano asociará mi rol de médico clínico en el sueño con una intervención dermatológica que habían tenido que hacerle en un viaje por Italia cuando ya hacía más de un año que vivía en París. Ese médico le había sacado quirúrgicamente unos condilomas del glande. Luciano añade una frase que le había dicho el médico italiano y que lo había chocado profundamente: "**lo rimettiamo a posto e lo rimandiamo alle parigine**" (lo ponemos en buen estado y lo mandamos de vuelta a las parisinas).

Le digo: "Como en el sueño, su pie-pene debía pertenecernos".



Luciano va a asociar con una película cómica, "**Piedone lo sbirro**" (pie gordo, el esbirro), uno de esos westerns espaguetis, dice él. Los protagonistas de la película son dos hermanos, uno más lindo, más joven, flaco, inteligente y el otro gordo, fuerte y tonto. Luciano me explica: "ellos dos solos formaban una pareja complementaria. Uno podía proteger al otro en las áreas en las que él no podía protegerse solo. Alguien en un *saloon* le dice a uno de ellos 'hijo de puta vieja'. Sigue una gran pelea. Al final los dos hermanos discuten y el gordo le pregunta al otro por qué la pelea había comenzado. El hermano más joven contesta: alguien me dijo que nuestra madre es una puta vieja. Entonces el gordo dice: '¡Era la verdad!' 'No, precisa el otro, ella no era vieja...' Mi madre —dice Luciano— comparaba uno de los actores, el gordo, a mi hermano..."

Luciano va a hablar de la relación difícil y violenta de su madre y su hermano. Este último haría parte de los ángeles destituidos por la madre, caídos en el infierno.

Luciano explica que de niño todo su esfuerzo estaba puesto en no parecerse a su hermano, temiendo tener el mismo destino. Tenía que mostrarse extremadamente bueno para no contrariar a una madre frágil y "**en porcelana**" —dice él y especifica: "la palabra que se me ocurrió después es **porcellona** (gorda cochina)".

Le digo: "Como en el sueño, le hacemos cochinas y se supone que usted no tiene que moverse, tiene que quedarse inmóvil, sin poder irse, sometido a nuestro dominio para no ser destituido" (como lo había sido Lucifer).

Luciano no comenta mi interpretación, pero asocia con una foto de él con su hermano, puesta sobre el piano de la casa familiar. Él piensa que se parecen mucho en la foto, sonrientes los dos. Su madre le dijo que en esa foto él tenía un rostro dulce... su hermano no. Luciano no está de acuerdo con su madre y me dice: "¡Pero todos los niños de 10 años tienen el rostro dulce! En la película esos dos hermanos se complementaban para defender mejor a la madre". Le pregunto: "¿Para defenderla mejor o para defenderse mejor de ella?"

Me dice: "La idea que me viene es que mi hermano y yo teníamos dos posibilidades: reconocer que mi madre estaba loca para poder defendernos de ella o seguirla en su locura como si no pasara nada. En mi casa todos estábamos ahí para esconder el hecho de que mi madre estaba loca. Nosotros mismos teníamos que tomar la forma física de sus delirios para que



ella no se dé cuenta de que estaba loca. Me acuerdo de una leyenda siciliana, la historia de una familia de la nobleza que tiene un hijo enano. Pusieron un montón de enanos en el jardín. Incluso emplearon sirvientes enanos. El niño no veía que en el mundo había otra cosa que enanos...”

Poco antes del fin de la sesión, le digo: “Me parece que usted debe de haberse sentido muy enano respecto a una madre vivida como tan potente dentro de su fragilidad”.

En una sesión más reciente, luego de tres años de análisis, reaparece violentamente la imago materna terrorífica en su aspecto vampírico. El segundo embarazo de su mujer y el nacimiento próximo de un varoncito acrecientan sus angustias vampíricas y sus temores edípicos. Su madre será asimilada a veces a un pulpo<sup>2</sup>, otras veces al fascismo.

Una sesión ulterior condensa, a mi parecer, su problemática. Luciano comienza haciendo alusión a mi intervención de la sesión anterior. Su mujer estaba en el séptimo mes de embarazo pero él me había hablado muy poco de ello, a diferencia del primer embarazo, al cual se había referido mucho más.

Le interpreto su inquietud de proteger a su hijo de su propia madre, de mí mismo. Luciano parece sorprendido frente a la idea de que yo pueda ser parte de ese mundo del cual desconfiaba, de ese mundo italiano del cual él debe proteger a su hijo. Él piensa que algo de tan irracional. Decepción de estar en el mismo punto, como si el psicoanálisis debiera convertirlo en alguien “perfecto, racional, inatacable”.

Como para la música... un día él será realmente bueno... perfecto... y hasta entonces va a ser malo.

Luciano hará hincapié en el hecho de que se psicoanaliza en Francia (que él considera como un país del Norte), y de que esa disciplina fue creada por un austríaco. Lo tranquiliza saber que el psicoanálisis pertenece a un mundo no latino, y que “hace parte de esa panoplia de armas de las cuales yo me defiendo” —dice Luciano y rectifica: “de las cuales yo quiero poder defenderme”.

Consciente de su lapsus, Luciano añade que para él yo soy ambiguo. Me dice que, en su cabeza, el psicoanálisis no existe en Italia aunque en realidad él sabe que existe. Pretende que el psicoanálisis no es una herramienta cultural de un italiano

<sup>2</sup> En Italia, “pulpo” es una denominación que también se utiliza para la mafia. (N. de T.)



intelectual, reconociendo que no quiere saber si eso es cierto o no.

Retoma la ambigüedad de mi rol. "Formado en una disciplina no latina, usted viene de una cultura latina, de lengua española, hablando italiano, probablemente amando a Italia".

Y dirá: "Es la primera vez que me pregunto acerca de su relación afectiva con Italia. Le tendría bronca si la quiere y le tendría bronca si no la quiere. Hago como los chicos que quieren ser los únicos en querer a la madre, pero también los únicos en detestarla".

Se pregunta luego acerca de mi gusto por la pintura etrusca (algunas reproducciones de los frescos de tumbas de Tarquinia decoran un muro de mi consultorio).

"En cierta manera le perdono querer a Italia, porque la Italia que usted quiere ha sido enterrada, desterrada. Quedó fuera de los circuitos turísticos habituales. Los italianos de hoy ignoran esa Italia. Es como si yo le diera la autorización de amar a Italia, pero no la Italia actual..."

Y vuelve a la decepción sentida luego de mi intervención de la sesión anterior, que le había hecho pensar que él todavía no era inatacable... y agrega en italiano "invincibile".

Con respecto a esa palabra, Luciano precisa que *vincere* no tiene la misma significación que ganar. En "vincere" hay una idea de vínculo, de encadenar, de sujetar a alguien con lazos. Y agrega: "No quiero que nadie pueda dominarme ligándose a mí".

Intervengo haciéndole notar que él quisiera que la disciplina del Norte, austríaca, cercana a su padre, no entre en contacto con la Italia materna; que hay que evitar que se encuentren.

Me cuenta entonces un pensamiento del día anterior con respecto a su hija y al hijo que está por nacer: "protegerlos de mi madre... ¿así sería si mi padre estuviera aquí?"

Luego hará un largo relato en el que se imagina a su padre con sus nietos, exclamando: "¡Qué buen abuelo hubiera sido mi padre!"

Intervengo nuevamente para poner en evidencia el hecho de que, independientemente de que su padre hubiera sido un buen abuelo en la realidad, a lo mejor para Luciano es preferible ubicarlo en esa generación y alejarlo así de un encuentro sexual con su madre.

Luciano quiere tener la seguridad de que, tanto en el amor como en el odio, él es el único que ocupa las valencias de su madre.



Me autoriza a amar una Italia antigua, fuera del tiempo, pero también fuera del espacio (fuera de los circuitos habituales). **Invincibile** (invencible) remite evidentemente a la omnipotencia edípica. Promover a su padre al estatuto de abuelo es una maniobra conocida de la estrategia edípica, de esa "panoplia de armas" a las cuales Edipo puede recurrir.

La polisemia de la palabra "**invincibile**" se pone en evidencia a partir del término italiano (que incluye **vincolo**, lazo): lograr no ligarse, no establecer vínculos que podrían encadenarlo, sujetarlo.

De esta manera, el término **invincibile** condensa toda la carga afectiva de su problemática edípica y su zócalo materno terrorífico. ¿No lo testimonia acaso el balanceo de las transferencias, materna y paterna, en el curso de la misma sesión?

En el entrecruce de los caminos de Tebas estaba Layo, por supuesto, pero ¿no estaba también la Esfinge? ¿Qué hubiera sucedido si Edipo no hablara el mismo idioma que la Esfinge? ¿Hubiera podido resolver los enigmas con tanta facilidad? Si en el cruce de los caminos de Tebas, Edipo no hubiera podido hablar con Layo, la tragedia tendría seguramente otro desarrollo. Edipo hubiera vivido en Grecia como un simple ciudadano o hubiera incluso realizado un crucero por las islas... En todo caso habría evitado la pareja Layo-Yocasta.

Ésa puede ser una de la funciones principales del cambio de lengua.

**Ibis, redibis, non morieris in bello** (irás, volverás, no morirás en la guerra).

**Ibis, redibis non, morieris in bello** (irás, no volverás, morirás en la guerra).

La frase está retomada en el **Chronicon di Alberico delle tre Fontane** (siglo XIII) como ejemplo de la posible ambigüedad de los oráculos.

Sin puntuación, esta frase puede interpretarse de dos maneras diametralmente opuestas. Gracias a esta ambigüedad, los oráculos se reservan la posibilidad de interpretaciones alternativas.

De la misma manera, el pasaje por una lengua extranjera puede tener como objetivo introducir una ambigüedad en la profecía del oráculo.

Con respecto a mi paciente, pienso que cada vez que él utilizaba palabras en italiano, palabras particularmente sobredeterminadas, éstas remitían evidentemente a otra polisemia que



la palabra correspondiente en lengua francesa, pero, sobre todo, estaban cargadas de afecto de una manera diferente. Y dicho afecto, quitando la ambigüedad de la lengua extranjera, tomaba la función de representante.

Sin embargo, un análisis únicamente en italiano quizá no hubiera sido posible para Luciano. Lo hubiera confrontado demasiado directamente a una sobrecarga afectiva que habría tenido un valor de efracción de su sistema vacilante de represión.

Transitar por el francés, utilizando esporádicamente términos en italiano, tuvo una función equivalente a la propuesta por Freud en su artículo sobre la negación. En este caso no es "mi madre, no es ella" como en el ejemplo de Freud (1925), sino "mi madre es mi madre... pero no es mia mamma". La negación queda implícita a través del pasaje por otra lengua.

"La negación —dice Freud (1925)— es un modo de tomar noticia de lo reprimido; en verdad es ya una cancelación de la represión, aunque no, claro está, una aceptación de lo reprimido. Se ve cómo la función intelectual se separa aquí del proceso afectivo. Con la ayuda de la negación es enderezada solo una de las consecuencias del proceso represivo, a saber, la de que su contenido de representación intelectual de lo reprimido con persistencia de lo esencial de la represión." Esto permite levantar la barrera de la represión y al mismo tiempo conservarla.

De esta manera lo reprimido, y particularmente el representante-afecto, se aproxima a las orillas del análisis a través de las pequeñas y tranquilizadoras olas de la lengua extranjera y no a través de las terribles olas de la lengua materna.

"Freud no se refiere a los sistemas de palabras de las diferentes lenguas conocidas por una misma persona", observa L. de Urtubey. Y se pregunta: "¿Freud pensaría que hay uno solo para todas las lenguas? ¿Que se agranda cuando se paren de una nueva? ¿O se trata de muchos sistemas cerrados separados? ¿O unidos por relaciones? Él no nos lo dice", concluye L. de Urtubey (1988).

Por supuesto, habría que desdoblar las preguntas teniendo en cuenta la singularidades del plurilingüismo y del poliglottismo. Preguntas que de todas maneras son muy difíciles de responder.

Si bien el sistema asociativo de las representaciones de palabra es según Freud algo cerrado, en "Contribución a la concep-



ción de las afasias" (1891) precisa que es un sistema "susceptible de extensión". La adquisición de una nueva lengua ¿se integra en esta capacidad de extensión del sistema asociativo de las representaciones de palabra?

En el mismo artículo, Freud escribe refiriéndose a un gran número de fenómenos afásicos: "1) la pérdida, por lesión del aparato del lenguaje, de nuevos idiomas adquiridos como superasociaciones, mientras que se conserva la lengua madre".

A la luz de esas dos observaciones, me parece legítimo concebir que, para el políglota, las palabras de la lengua extranjera se agregan como un doble sistema de representaciones de palabra (como superasociaciones), con una independencia relativa con respecto al complejo asociativo de la lengua materna, pero guardando al mismo tiempo como vasos comunicantes.

Si aceptamos que la persona multilingüe enriquece el tejido de su preconsciente con otras representaciones de palabra, ¿qué sucede con los lazos con las representaciones de cosa? ¿Los dos sistemas se refieren siempre a la misma representación de cosa? ¿O por el contrario, la representación de cosa igualmente cambia?

Retomando la proposición de Lévi-Strauss de que no piensa en la misma cosa cuando se dice "cheese" que cuando se dice "fromage", Amati-Mehler et al. (1990) consideran que las representaciones inconscientes de cosa "cheese" y "fromage" son potencialmente distintas.

Stengel (1939) ya lo había intuido cuando decía: "nuestra relación libidinal con un objeto denotada por una palabra en una lengua extranjera es algo diferente de nuestra relación con el mismo objeto denotada por una palabra en la lengua materna".

"El sistema inconsciente —afirma Freud (1915)— contiene las investiduras de cosa de los objetos, que son las investiduras de objeto primeras y genuinas". ¿Objetos de qué? Para Green (1980) la respuesta es clara: de la pulsión y, agrega, de la pasión. ¿Y cuál es el objeto por excelencia de la pasión, sino el objeto edípico?

El sistema asociativo de las representaciones de cosa es un sistema abierto; esto implica, como ya sabemos, que puede enriquecerse in extenso. Pero las representaciones de palabra "madre" y "mamma" ¿remiten a la misma representación de cosa inconsciente? ¿O a dos representaciones de cosa diferentes?



Estamos tentados en contestar que existe una pequeña separación que se instaura entre las dos representaciones que forman parte, sin embargo, del mismo complejo asociativo. Y si esta separación existe, ¿qué es lo que provoca?

Lo que nos parece esencial para generar esa separación es que la representación de cosa inconsciente esté investida de una manera diferente por el representante-afecto de la pulsión, el más importante del inconsciente según Freud.

¿Cómo la representación inconsciente de cosa deviene pre-consciente? “El sistema pre-consciente —dice Freud (1915)— nace cuando esa representación-cosa es *sobreinvertida* (el destacado es nuestro) por el enlace con las representaciones-palabra que le corresponden”.

La investidura de la representación de palabra no implica una disminución de la investidura de la representación de cosa inconsciente, no se hace en detrimento de ella.

Muy al contrario, según Freud (1915) existe una sobreinvertidura de la representación de cosa. La representación de palabra queda ligada a la sobreinvertidura de la representación de cosa, en una relación de corporeidad primera.

Si bien la representación consciente “abarca la representación-cosa más la correspondiente representación-palabra” (Freud, 1915), nos parece importante subrayar, como lo hace Rizzuto (1989), que “para Freud, ambos, la palabra y la representación de objeto, no son entidades sino procesos activos”.

Pensamos que el aparato psíquico tiene que poder admitir, tolerar el sobreinvertimiento de la representación de cosa para que pueda establecerse el lazo entre la representación de palabra y la representación de cosa. Dicho de otra manera, para permitir un trabajo de simbolización.

Cuando el sistema de para-excitación no pudo establecerse convenientemente, cuando el Yo-piel (Anzieu, 1985) no es mediador, el lenguaje de la lengua materna no puede tener su función transicional.

Una paciente alemana que se analizaba con Greenson (1950) en inglés, no había nunca podido llamar a su madre “Mutter”. A ella le parecía que esa palabra tenía algo sensual y siempre había sentido vergüenza en decirla. Sin embargo, podía decir “mother” sin ninguna dificultad.

La sobreinvertidura necesaria para ligar la representación de cosa con la representación de palabra amenaza con deshacer la conexión antes de que advenga la simbolización.



Recordemos a Louis Wolfson (1970), "el estudiante de lengua esquizofrénicas" (asi se definía él mismo), y su intento de intru- perado de inventar idiomas para remediar su vivencia de intru- sión materna. Idiomas privados, desprovistos de las palabras maternas, En cambio para Luciano la lengua extranjera, como una nueva piel, contiene el exceso pulsional de las palabras maternas, el exceso de superyó paterno, y hace que la envoltura sonora analítica sea tolerable, condición necesaria para que devenga fecunda.

El cable que une la representación de palabra a la representación de cosa se mantuvo; sólo necesitó una prolongación. La nueva representación de cosa "madre", menos investida pulsionalmente, admite más fácilmente una sobreinvestidura que la liga con la representación de palabra "madre". Sólo a través de un desvío por las redes del complejo asociativo se podrá acceder al lazo entre la representación de cosa "mamma" y su correspondiente verbal. Recordemos a Green, ya citado: "la pulsión es más un circuito que un lazo" (1973).

El representante-afecto de la pulsión es pirandelliano. A la manera de "Seis personajes en búsqueda de autor", él está en búsqueda de una representación.

El encuentro sólo puede producirse si la representación de cosa no induce demasiado temor incestuoso. Si no, es la transformación en angustia.

No podemos comprender la dialéctica entre la representación de cosa y la representación de palabra sin remitirnos al proceso ternario de significación que sólo encontrará sentido en la posterioridad de la resignificación edípica.

El recurso a un idioma adquirido secundariamente —propone Lagache (1956)— ofrece al paciente muchas más posibilidades de represión. Y puede permitir el acceso a una neurosis que sería inaccesible a través de la lengua materna.

**Traduttore, traditore.** Ninguna otra frase resume mejor el efecto del pasaje de una lengua a otra. Ahora bien, ¿**traditore** de qué precisamente? ¿Del sentido del texto, de la lengua? Por supuesto. Pero también, y sobre todo, **traditore** no tanto de la lengua materna sino de la lengua de la madre, del apremio de sentidos que ella vehicula, aquella violencia primaria de la que hablaba P. Aulagnier (1975).

El poliglotismo hace explícita esta traición necesaria de la que el unilingüe no está exento. Dejar la lengua de la madre, la



relación fusional, salir de la confusión de dos voces que sólo se expresaban al unísono.

La lengua única, adamítica, anterior a Babel –observan Amati Mehler y col. (1990)– tiene un valor mítico. La fábula de Babel encuentra al mito del Uno primordial, de la fusión, fuente de vértigo y de pánico si nos remitimos a la clínica de la psicosis. “Solamente después del clivaje y de la represión –dicen los autores– será fuente de nostalgia, evocación del paraíso imaginario del cual nos hemos exiliado”.

Exilio de la lengua, de la tierra-madre y también de la madre-patria. Mater, Pater, ¿no será acaso el exilio de la escena primitiva, ese encuentro que Luciano quería evitar entre el psicoanálisis austríaco paterno y la madre italiana?

En la Biblia no se preguntaba: “¿Quién eres? sino “¿De dónde vienes?” Una vez más el recorrido; reencontramos el circuito... ¿Se tratará nuevamente del circuito de la pulsión?

El psicoanálisis no es un asunto de cosas. Contrariamente a las apariencias, tampoco es un asunto de palabras. El psicoanálisis –dice J. Gillibert (1989)– se sitúa entre las palabras y las cosas, más cerca de la poesía.

(Traducción de Nora Woscoboinik-Scheimberg)

## Resumen

A partir del “aparato de lenguaje” y sus trastornos descritos por Freud en su “Contribución a la concepción de las afasias” (1891), los psicoanalistas no cesaron de preguntarse acerca de la relación entre el lenguaje y el pensamiento.

Ahora bien, ¿es necesario proponer, a semejanza del aparato del lenguaje, un aparato de lenguas que defina el estatuto particular del aparato psíquico de los multilingües?

Si aceptamos que la persona multilingüe enriquece el tejido de su preconsciente con otras representaciones de palabra, ¿qué devienen sus lazos con las representaciones de cosa? ¿Los dos sistemas se refieren siempre a la misma representación de cosa? ¿O, a la inversa, la representación de cosa también cambia?

A partir del relato de un análisis realizado en una lengua que no era la lengua materna ni del analista ni del paciente, tratamos de hacer resaltar las particularidades de la realidad psíquica que pensamos haber revelado en un paciente que eligió hacer un análisis en una lengua diferente de la materna.

Hemos estado especialmente atentados al valor del afecto y de sus vicisitudes en la base de esa elección y de lo que nosotros proponemos denominar como el carácter “pirandelliano” del representante-afecto de la pulsión.



**MULTILINGUALISM, WORD REPRESENTATION, THING REPRESENTATION AND PSYCHIC REALITY**

Since Freud described the "language apparatus" and its disorders in his "Contribution to the conception of the aphasia" (1891), psychoanalysts have thought unceasingly about the relationship between language and thought.

The author wonders whether it might be necessary to propose a language apparatus, similar to Freud's language apparatus, that would define the particular statute of the psychic apparatus of multilinguals. If we accept that multilingual persons enrich the weave of their preconscious with other word representations, what happens to the relations with thing representations? Or, vice versa: does the thing representation also change?

Based on the narration of an analysis in a language that was not the maternal language of either analyst or patient, the author tries to highlight the special characteristics of the psychic reality that he considers he revealed in a patient who chose to have an analysis in a language different from the mother tongue.

The author has paid special attention to the value of the affect and of its vicissitudes at the origins of this choice, and of what he proposes to call the "Pirandellian" character of the affect-representant of the drive.

**Bibliografía**

- Amati-Mehler, J.; Argentieri, S.; Canestri, J.: *La Babele dell'Inconscio*, Milán, Raffaello Cortina, 1990.
- Anzieu, D.: *Le Moi-peau*, París, Dunod, 1985.
- Castoriadis-Aulagnier, P.: *La violence de l'interprétation*, París, P.U.F., 1975.
- Dante: *De l'éloquence vulgaire*.
- De Urtubey, L. "Dites tout ce qui vous passe par la tête, tout comme cela vous vient et dans la langue où cela vous vient", *Rev. Fr. Psychan.* 2, 463-472, 1988.
- Flegenheimer, F.: "The polyglot patient and the polyglot analyst", *Int. Rev. Psychoanal.*, 16, 377, 1989.
- Freud, S. (1891): *On aphasia*, London and New York, 1953.
- (1900): *The interpretation of dreams*, S. E., IV, V, 533-550.
- (1915): *The Unconscious*, S. E., XIV, 166-215. (A. E., XIV).
- (1925): *Negation* (1925), S. E., XIX, 235. (A. E., XIX).
- Gillibert, J.: "L'inconscient aux portes de la construction symbolique dans le langage poétique et le langage de la schizophrénie", *Rev. Fr. Psychan.*, 6, París, 1989.
- Green, A.: *Le Discours Vivant*, París, P.U.F., 1973.



- : "Passions et destins de passions", *Nouv. Rev. Psychan.*, 21, 5-41, 1980.
- Greenson, R.: "The mother tongue and the mother", *Internat. Journal Psychoanal.*, 31, 18-23, 1950.
- Lagache, D.: "Sur le polyglottisme dans l'analyse", *La Psychanalyse*, 1, 167-168, 1956.
- Rizzuto, A. M.: "A hypotesis about Freud's motive for writing the monograph 'On aphasia', *Int. Rev. Psychoanal.*, 18, 111, 1989.
- Stengel, E.: "On learning a new language", *Internat. Journal Psychoanal.*, 20, 471-479, 1939.
- Wolfson, L.: *Le schizo et les langues*, París, Gallimard, 1970.



# ide

psicanálise e cultura



sa participação na IDE temo



# Incesto: o corpo roubado \*

EM PAUTA

Juan Eduardo Tesone\*\*

*Tudo quanto o homem expõe ou exprime é uma nota à margem de um texto apagado de todo. Mais ou menos, pelo sentido da nota, tiramos o sentido que havia de ser o do texto; mas fica sempre uma dívida, e os sentidos possíveis são muitos.*

Fgto. 148, p.164

*Ver é estar distante. Ver claro é parar. Analisar é ser estrangeiro.*

Fgto. 83, p.113

Fernando Pessoa (Bernardo Soares),  
*Livro do desassossego.* 1

to, os seus delicados traços femininos quase adolescentes, uma identidade sexual duramente castigada pelos anos de prisão. Desde seu encarceramento, uma anorexia, que potencializou a queda de cabelos, e uma anorexia crônica expressavam em seu corpo a intensidade do sofrimento padecido. Por razões óbvias de tempo, não farei o relato de uma análise que durou vários anos. Limitar-me-ei a duas cenas traumaticamente entrelaçadas.

As condições do cárcere — a superpopulação, os maus-tratos, a repugnância pelo odor das latrinas que invadia a cela compartilhada com outras duas prisioneiras — faziam parte do relato do padecimento sofrido. Muito mais tarde, quando suas angústias persecutórias e de desconfiança transfereencial se viram apaziguadas, ela relatou-me uma cena particularmente angustiante. Nunca a havia contado a ninguém, esclareceu, talvez nem a ela mesma.

Balbuçando, com dificuldade para colocar em palavras o acontecido, contou-me que, em certa ocasião, estando na cela, introduziu-se em seu interior um oficial do Exército. Nem a presença de suas companheiras nem a sua própria resistência puderam impedir que o militar penetrasse digitalmente em sua vagina. O acontecido chegou aos ouvidos do chefe da prisão, um militar de maior patente, que não encontrou melhor modo para, supostamente, averiguar o ocorrido do que organizar um interrogatório entre Eurídice e o oficial violador. No entanto, diante daquele sinistro personagem, na presença de seu superior, não conseguiu fazer-lhe a menor acusação. Primeiro, porque, obviamente, temia por sua vida e pelas represálias do violador; segundo, e o diz entre soluços, sufocada, porque, no momento da penetração, tinha sentido prazer... E tal prazer a envergonhava e invalidava, na sua vivência, seu direito a denunciá-lo. Reprovava a si mesma, ou melhor, reprovava o seu corpo por havê-la traído, haver-se entregue à violência libidinal do carcereiro, personagem detestável e a quem odiava. Essa experiência produziu-lhe um sentimento de estranhamento, quase um momento psicóti-

Eurídice, como chamarei esta paciente, não deixa o inferno das prisões da ditadura argentina por graça de Orfeu, mas sim pelo que os militares chamavam eufemisticamente de “*a opção*”; ou seja, que havendo sido considerada prisioneira política do regime e padecido no cárcere, sem julgamento nem sentença, dava-se-lhe “*a opção*” de continuar presa ou ser expulsa do país para um destino distante. Foi assim que chegou a Paris: catapultada do cárcere de uma província argentina. Se me permitirem, direi que, por sua sorte, havia sido encarcerada nos meses que precederam o golpe militar de março de 1976, o qual lhe valeu constar dos registros do cárcere, condição que, talvez, lhe tenha permitido escapar ao trágico destino de “desaparecida”. Havia passado três anos no cárcere, entre os dezessete e os vinte anos de idade. Seu “crime” consistiu em colocar cartazes contra o regime político do momento, pelo que foi considerada “subversiva”, de acordo com a lexicografia da época. Por orientação de um grupo de ajuda, fui-me encaminhada ao serviço hospitalar de Paris no qual eu trabalhava, onde teve lugar a primeira entrevista.

Após um curto período de atendimento face a face no meio institucional, seguiu-se uma análise que durou vários anos e cujo eixo foram as experiências traumáticas que atravessaram a sua vida. Seu estado físico deplorável ao sair da prisão deixava entrever, no entan-

\*\* Trabalho apresentado na 2ª Cowap European Conference on Incest, IPA, Lisboa, 21 e 22 março de 2005. Membro da Société Psychanalytique de Paris e da Asociación Psicoanalítica Argentina. Full member da IPA. Docente da Universidade de Paris VI. Professor de Psicoanálisis de la Universidad Atlántida, Argentina. Professor da Uces, Buenos Aires.

1 Fernando Pessoa. *Livro do desassossego*. Lisboa: Assírio e Alvim, 1998.



co de desdobramento de sua personalidade. Essa cena, traumática por si mesma, revelar-se-á mais tarde, não exatamente como recordação encobridora, mas como uma vivência de repetição: em sua vida, em mais de uma ocasião, Eurídice não pudera dispor livremente de seu corpo. Um corpo que lhe havia sido roubado de maneira repetitiva.

Desde os três anos e até os seis ou sete, aproximadamente, o avô materno abusara sexualmente dela, na forma de *fellatios* e carícias. Desde aquela época, ela não podia tratar os dentes, e as múltiplas tentativas de confiar a sua boca a um ou outro dentista resultavam em crises de angústia expressas em forma de gritos e choros. Seus pais, separados, e em particular a mãe, com quem vivia, nunca tiveram a menor suspeita do que ocorria. Eurídice nunca pôde contar o que aconteceu nem acusar seu avô. A repugnância, associada a uma “estranha excitação”, fazia com que, retrospectivamente, odiasse o próprio corpo. Naquela ocasião, “a opção” também se colocava como de vida ou morte. Não tanto de morte física, como no cárcere, mas, sim, de morte psíquica. Apesar do terror que lhe inspirava, pôde, a partir de certa idade, afastar-se das práticas perversas às quais era compelida pelas ameaças de seu avô materno.

Neste breve duplo relato do traumático aparece, em filigrana, como a excitação gerada no corpo da menina abusada pela efração da excitação provinda do exterior, sem consentimento nem desejo, produz um efeito traumático. Tal corpo, que responde de maneira incontrolada à excitação externa, converte-se, ele mesmo, em um corpo externo, em um desdobramento do corpo. No entanto, a excitação produzida não a faz ser desejante, pois é uma sensação des-subjetivante. Trata-se de uma violência agregada à violência da penetração, quer seja oral, como em sua infância, quer seja vaginal, como no cárcere. Não intervém o desejo, é uma excitação roubada, é uma fraude, pois dispara a excitação pulsional sem o consentimento do sujeito. O ápice do trauma “é esse encontro bruto e brutal com um acontecimento des-simbolizante que não permite mais que o sujeito assegure sua continuidade vital” (Assoun, 1999). O corpo adquire, assim, um caráter de extraterritorialidade, com um foro próprio que requer ser castigado. É triplamente traumático: pela efração e sobrecarga do fato em si mesmo, pela excitação e pela experiência de des-subjetivação; pelo desejo e pelo ato à pulsão de morte, desligamento das pulsões desestruturadas e aniquilação da capacidade desejante. O sujeito torna-se não apenas o abusador, mas também o próprio corpo vivido com vergonha e até com despre-

zo. É o corpo abusado que “merece” castigo, por haver a feito sentir excitação, apesar de si mesma. Uma excitação não metaforizada, pura carga, misturada com angústia, porém, sempre excitação. O prejuízo se faz corpo... no corpo.

Outra paciente, a que chamarei de Danaides, pois comia de maneira insaciável, maltratava o seu corpo com comida, forma de castigo oral que a necessidade de flagelar o corpo pode tomar. Quando criança, ela sofria incesto por parte do pai, na forma de masturbação recíproca. Sua mãe, a quem tinha tentado contar o sofrimento, a chamara de mentirosa, desqualificando seu relato, e, sobretudo, a sua própria percepção do ocorrido. Danaides desenvolveu uma espécie de fobia ao próprio corpo, que praticamente não podia ver nu diante do espelho. Ainda que à época das consultas fosse casada e mãe de uma menina, havia nove anos não tinha relações sexuais com seu marido nem com nenhum outro homem, e, apesar de residir em uma cidade da costa, nunca ia à praia. Eventualmente, caminhava pela areia, sempre vestida com longas túnicas, que envolviam seu corpo disfarçado pela gordura e pela roupa que escolhia usar. Evitava todo olhar masculino, ante o menor sinal de se confrontar com um olhar desejante. Diria que Danaides convivia, dolorosamente, com um corpo que supunha ser o seu, mas que temia a todo instante que a traísse. Para ela, o seu casamento havia se convertido em uma situação enclausurante da impotência infantil, quando não podia escapar da opressão paterna; contudo, diferentemente de sua infância, tinha a “vantagem” de nenhum vínculo sexual despertar sensações em seu corpo. Paradoxo paralisante, escapando, assim, ao império de uma sexualidade vivida traumáticamente que conservava ao mesmo tempo o seu pai como *partenaire* imaginário. Sua vivência de vergonha diante do olhar de um outro a humilhava, no entanto essa mesma vergonha lhe permitia situar-se em relação ao seu ideal manchado; o fato de senti-la era a prova de que seguia existindo como sujeito (Assoun, 1999).

Quando um pai incestuoso se serve do corpo de sua filha para obter um certo tipo de gozo, simultaneamente, nega-lhe a sua condição de menina separada de seu pai. Em uma relação, que definiria como narcisista-onipotente, o pai (ou a mãe, eventualmente) abusa da menina ou do menino neste sentido: nega-lhe o seu estatuto de sujeito. O ato incestuoso nega a incompletude. É uma tentativa desesperada de evitar a confrontação — a que está sujeito todo ser humano — com a ambivalência e a perda do objeto. O incesto busca a ausência de conflito, tentando apagar o conflito com o Eu, que supõe a existência de um outro irredutível.

Se Derrida nos lembra que a falta não falta nunca,



ca, para o pai abusador, pelo contrário, pode não haver falta.

O homem incestuoso não busca integrar uma bissexualidade psíquica sempre conflitiva; pelo contrário, para ele, a sexualidade e a diferença dos sexos são a-conflitivas.

Estamos aqui muito longe da concepção de Freud, que parecia admitir em todo ato sexual a implicação de quatro pessoas (Freud, carta a Fliess de 1º de agosto de 1899) em alusão à bissexualidade psíquica. No caso que nos interessa não se pode nem sequer abordar a implicação de duas pessoas, tendo em vista que o outro não existe. Se aceitássemos, como propunha Lacan (1970), a idéia de que “a mulher, não sendo toda”, “não tem (portanto), relação sexual”, poderíamos dizer que o homem incestuoso busca uma relação sexual “complementária”, pois, em busca de uma completude, quer a mulher toda para si.

O pai incestuoso gostaria de apreender a feminilidade através do ato incestuoso, apropriar-se dela por intermédio de uma atividade pretensamente masculina colocada a serviço da negação da diferença dos sexos e das gerações. Em outras palavras, o pai incestuoso, não assumindo a castração simbólica, busca a completude, porque teme que o rompimento narcisista provoque seu desmoronamento. Teme que a sexualidade da menina faça surgir sua própria sexualidade infantil com o efeito traumático concomitante; a menina sendo, então, vida como a lente de aumento da sexualidade pré-genital em sua dimensão feminina não integrada do pai.

Para tentar alcançar seus fins, não vacila em demonstrar o desejo e, por fim, o pensamento da menina, deixando-a em um estado de desestruturação psíquica, consequência inevitável dos traumatismos cumulativos aos quais é submetida. A criança, mediante uma forma de hipnose, é compelida à imobilização paradoxal; seu silêncio reflete, talvez, o vazio representacional no qual é aspirado. O Eu narcísico do pai incestuoso engloba o outro concebido como uma mera extensão de si-mesmo. O desejo de um não é compatível com o desejo do outro. Em sua “utopia totalizante”, o pai incestuoso vivencia-se como dono do tempo e da morte. Querendo abarcar a menina em sua rede, ignora que, por essência, o outro fantasmático ou real, entra em relação conflitiva com o Eu. O Eu do pai incestuoso agarra em sua rede o outro, porém, ao fazê-lo, o desvitaliza.

A “relação” sexual incestuosa não deixaria de ser um equivalente masturbatório, pois a sexualidade permanente auto-erótica na medida em que o outro é como se não existisse. Poder-se-ia falar de um auto-erotismo an-objetal. Esse tipo de auto-erotismo se diferencia por um lado do auto-erotismo de tipo objetal descrito por Bakanows-

ki (1993), caracterizado por seu valor de ligação e de libidinização e que se viu previamente beneficiado da relação do sujeito com o objeto. E, por outro lado, diferenciava-se do auto-erotismo anti objetal, este desprovido da capacidade de ligação e de relibidinização.

No caso do incesto o objeto está presente, entretanto não adquire um estatuto de sujeito, mas, sim, de objeto parcial em forma de apêndice narcísico. É ainda mais mortífero que no auto-erotismo anti objetal, dado pelo aporte incessante de excitação não elaborada pela criança.

A menina, narcisisticamente seduzida pelo pai, funde-se no corpo paterno. O mito do Uno, quer dizer, da ilusão de ser um ser todo-poderoso e sem falhas, é o fantasma comum nos pais abusadores. Sua descendência não existe, a não ser no interior desse Eu, que se pretende grandioso. O menino ou a menina não tem outro valor, senão o de apêndice narcísico.

A intenção do pai abusador poderia ser traçada como um triângulo cujos vértices não fecham, incluído em uma circunferência circunscrita. Em sua utopia expansionista, o pai abusador tenciona apagar os vértices do triângulo, englobando-o em sua megalomania do Uno. Entre o pai abusador e a menina não existe uma relação de si-mesmo a um outro (que desaparece), e, sim, de si-mesmo a si-mesmo (Tesone, 1998).

O adulto abusador, em lugar de ser o suporte da lei exogâmica, intenta ser o fazedor da lei, contudo, de uma lei negativa, endogâmica, em que se apresenta como um ser todo-poderoso e sem falhas a quem tudo pertence. Nega à menina seu estatuto de sujeito — separada de seu pai. É freqüente encontrar como estrutura psíquica a perversão narcisista, na qual a perversidade tem por objeto a desvalorização da existência da realidade psíquica do outro, apontando no sentido de destruí-la, reduzi-la, rebaixá-la e negando toda conflitualidade interna, anexando o outro a seu narcisismo. Busca uma dupla imunidade: com relação a seus conflitos internos e com relação ao objeto. Faz como que uma negação preventiva ontológica da existência do outro. A forclusão psicótica ou a desvalorização perversa estão freqüentemente em jogo, dando ao outro o valor de um objeto feticista inanimado. É assim que as pulsões de destruição parecem jogar o papel de último recurso, buscando neutralizar o objeto, englobando a realidade que o rodeia na mesma devastação.

Ferenczi (1932), em seu famoso artigo sobre a confusão de linguagens entre a criança e o adulto, sublinhou, precisamente, que a confusão provém do fato de que o adulto responde ao pedido de ternura da criança com a linguagem da erotização. A primeira reação da criança, diz Ferenczi, seria a repulsa, o ódio, o asco, uma



resistência violenta; no entanto, quando a coerção persiste, e por introjeção do agressor, este último desaparece como realidade exterior. O agressor não sente culpa, pois a projeta na criança, e a criança, ao introjetar o sentimento de culpabilidade, que é evacuado pelo adulto, reclama por castigo. Não raro, esse castigo é exercido no próprio corpo, o qual, através de uma clivagem do ego, é responsabilizado por haver tido experiências de excitação, apesar da repugnância do ato. É frequente que crianças que tenham vivido relações incestuosas sofram de transtornos de alimentação como Eurídice e Danaïdes, repetidos acidentes com fraturas, ou, inclusive, francas tentativas de suicídio, como expressão de uma necessidade de castigo interno. Ferenczi afirma que os pais e adultos podem ir muito longe em sua paixão erótica por crianças, e sugere, como hipótese da amnésia consecutiva a esse tipo de trauma, uma “psicose passageira”, como primeira reação ao choque, concebida como “uma ruptura com a realidade, por um lado em forma de alucinação negativa, e por outro em forma de compensação alucinatória positiva imediata que oferece a ilusão de prazer”. Gera-se “uma clivagem psicótica de uma parte da personalidade que permanece secreta”, induzindo “uma autodestruição psíquica”, que busca, paradoxalmente, proteger a emergência da angústia, e condena a um sofrimento mudo.

A efração do quantitativo, do perceptual pulsional, induz um dano qualitativo ainda mais devastador, sobretudo se o incesto tiver sido repetitivo no tempo, atuando por traumatismos cumulativos que impregnaram o psiquismo da pulsão de morte.

Produz-se um triplo efeito traumático: 1) o traumático do excesso da carga; 2) a desqualificação perceptual frequentemente associada (o adulto diz à criança que o incesto não é um incesto, quer dizer, nega o caráter de gravidade do ato); 3) pelo ato mesmo do incesto, a criança é convertida em órfã (o pai e/ou a mãe continuam sendo os genitores biológicos, porém apagaram a função simbólica paterna e/ou materna). O efeito traumático pode ser visivelmente imediato ou enquistar-se e fazer efeito muito mais tarde como uma verdadeira bomba-relógio.

### Da teoria da sedução à sedução traumática: incesto (Tesone, 2001)

*Seductio* — a palavra latina indica separação, subterfúgio, solicitude, e nos lembra, muito justamente, Michèle Bertrand (1986), que se interroga: através de que percurso caprichoso a sedução chegou a significar a atração ou a fascinação que um objeto ou um ser consegue exercer a tal ponto que não se lhe pode resis-

tir? Ou tem a ver, neste chamado que vem de fora, com uma intrusão, uma efração que divide o homem dele mesmo?

Na primitiva teoria da sedução, o sujeito infantil padecia, passivamente, de uma cena real na qual era submetido, por um adulto, a abuso sexual. Essa teoria, elaborada por Freud entre 1895 e 1897, atribuiu à recordação de cenas reais de sedução um papel determinante na etiologia das neuroses, como é bem sabido.

Falar da teoria da sedução não implica tão-somente reconhecer uma função etiológica importante das cenas chamadas de sedução, no que produz o traumatismo, mas torna-se preponderante para explicar a origem do mecanismo de repressão. O efeito traumático requer duas cenas separadas durante a puberdade. O primeiro tempo da sedução propriamente dita é uma cena na qual o sujeito não pode integrar a experiência; essa cena é reprimida. Apenas em um segundo tempo uma segunda cena, não necessariamente sexual, porém ligada, associativamente, à recordação da primeira, produz sua evocação. A recordação provoca um efeito maior do que o próprio incidente, em virtude do afluxo de excitações desencadeado pela recordação. É sabido que Freud descobriu mais tarde que as cenas de sedução são frequentemente o produto de reconstruções fantasmáticas, des-cobrimto correlativo à homossexualidade infantil, e à perspectiva do complexo de Édipo.

Na carta de 21 de setembro de 1897, escrita a Fliess, Freud insistirá sobre a importância da realidade psíquica. É o “après coup”, a ressignificação *a posteriori*, que dará a verdadeira dimensão traumática à primeira cena. Três semanas depois dessa carta, Freud dá seu primeiro enunciado do complexo de Édipo (carta de 15 de outubro de 1897). Nessa renúncia, que se revelará parcial, o caminho ficará aberto à aparição de conceitos cruciais como o de fantasia e de homossexualidade infantil. No entanto, ele não abandona completamente a teoria da sedução, como deixa preciso em *Fragments de uma análise de histeria* (Dora, 1905). Em uma nota de rodapé, Freud dirá que “fui mais longe nesta teoria sem abandoná-la, quer dizer que a declaro hoje não tão fal-sa quanto incompleta”.

Não devemos confundir, contudo, como faz Mas-son (1984), entre os fatos reais de sedução que as crianças podem ter padecido e a teoria da sedução propriamente dita, andaime teórico destinado a explicar a emergência da sexualidade e o mecanismo de repressão. Como sublinha Laplanche (1986a), esse livro “cujo título se refere à supressão (em inglês), ou ao abandono da teoria da sedução, ignora até a primeira palavra da referida teoria”.

Freud (1931) dirá, em *Novas conferências*, que a se-



criança, é um fato universal: “Foi efetivamente a mãe quem, na realização dos cuidados corpóreos, provocou e, quem sabe, despertou pela primeira vez sensações de prazer no órgão genital”. Sua manifestação cultural mais clara é encontrada em algumas tribos africanas, nas quais, durante o primeiro ano de vida, as mães massageiam com óleo todo o corpo da criança.

Laplanche (1986a) propõe uma teoria da sedução generalizada, posicionando a mãe (e nesse sentido trata-se da sedução originária, ou da sedução precoce, em contato estreito entre o corpo que incluem a lactação e o Trata-se de uma sedução necessária, diz Laplanche, inscrita na própria situação. A partir dessa perspectiva teórica, Laplanche (1986b) propõe uma reinterrogação teórica a parêntese atividade-passividade e sublinha que

a passividade e a atividade não se definem nem pela iniciativa do gesto, nem pela penetração, nem por uma atitude do comportamento. A passividade é dada pela inadequação em simbolizar o que sobrevive em nós por parte do outro. A passividade da sedução geradora do trauma interno não é a passividade gestual ou do comportamento. A criança que olha avidamente a cena na originária é tão passiva, no sentido de Spinoza, quanto aquele que é masturbado por sua mãe, na medida em que há uma inadequação fundamental de sua compreensão à mensagem proposta.

Pelo termo “sedução originária, Laplanche entende a situação fundamental na qual o adulto propõe à criança significantes não-verbais, inclusive comportamentais, impregnados de significações sexuais inconscientes, e os chama de *significantes enigmáticos*. E agrega: “O seio, órgão aparentemente natural da lactância, podemos ainda ignorar seu investimento sexual e inconsciente maior por parte da mulher?”. Da mesma maneira, a cena primária é, ela mesma, sedução originária, uma vez que impõe imagens, fragmentos de argumentos traumatizantes, inassimiláveis porque parcialmente obscuros para os próprios atores. Laplanche inclui, na sedução, situações de abuso e considera que não constituem, em absoluto, um ou comunicações que não constituem, em absoluto, um sedução e considera que “o enigma, aquele cuja significação é inconsciente, é sedução em si mesmo”.

Assim como em um trabalho anterior (Testone, 1994) havia sustentado — de acordo com Racamier — que o incesto não é o Édipo, mas, sim, o seu contrário, remarco agora que as violências sexuais que uma criança pode padecer por parte de um adulto não fazem parte da teoria da sedução, sendo importante diferenciá-las.

A teoria da sedução generalizada, desenvolvida por Laplanche, e que Freud havia antecipado, é constituinte e fundante da homossexualidade, da repressão e estimulabilidade do adulto irrompe no corpo da criança através por efraseção a barreira de para-excitação, o adulto sexualmente vivência traumática com consequências psíquicas de grave potencial patogênico. Estamos muito longe da teoria da sedução entendida como constitutiva do aparelho psíquico. No caso de abuso sexual, diria que os significantes não são tão enigmáticos como no caso da sedução originária; ao contrário, estão demasiadamente carregados de significação. Trata-se de uma significação chega do exterior, constituindo um *demiado cheio de significância*, fonte de violência. Penso, e nesse sentido me afasto da concepção de Laplanche (1986a), que a violência não consiste tanto na necessidade de tradução que se impõe à criança, mas, sim, na necessidade de tradução que há de desconstruir esse *plus de sentido* que ela tem tence por completo. O enigma é um sentido a construir, a revelar. O significado inoculado pelo pai *incestuoso da criança será um sentido a desconstruir*. O pai *incestuoso* da criança inscreve uma marca na topologia da superfície corporal da criança, modificando dramaticamente o curso de sua organização libidinal, e induz uma sobrecarga pulsional que dilacera a barreira de para-excitação. O quantitativo adquire um valor qualitativo. Em *Etiologia da histeria* (1896), Freud afirma a respeito de cenas de agressão sexual: “Na realidade, sobreveio uma transferência da enfermidade, uma infecção na infância” por parte do adulto. A imagem é forte e destaca, me parece, a idéia de invasão, assalto e permanência de algo do abusador no abusado que ultrapassa o efeito traumático causado pela sobrecarga de estímulos. Além do aspecto puramente econômico em face da sobrecarga pulsional que se exerce na criança, há uma sobrecarga semântica, um *plus de significância* que mais tarde será necessário desconstruir para não permanecer aprisionada na geografia libidinal que lhe impõe o agressor. Embora a criança não seja uma *tábula rasa*, na qual o pai *incestuoso* imprime suas pulsões, o curso de sua organização libidinal pode ver-se orientado a seu pesar. O ato *incestuoso* não libidinizava o corpo da criança, assim como o fazem as carícias parentais da sedução primária; ao contrário, o incesto o congela, o petrifica, o impregna da pulsão de morte, marca traçada com uma punção que o impede à compulsão, à repetição.

Na sedução primária as carícias são portadoras da pulsão de vida, e tendem a ligar as pulsões parciais, dando à criança a possibilidade de esboçar movimentos integradores de um Eu corporal rudimentário. Na sedu-



ção traumática, predomina a pulsão de morte que, em lugar de favorecer a integração pulsional, induz a uma função que Green (1993) denomina “a função desobjetalizante da pulsão de morte”. A criança não tem um estatuto de sujeito, e sim de objeto parcial. A sexualidade, externa-interna, não se torna fonte de vida e de ligação, mas um objeto persecutório mortífero responsável pela desunião das pulsões e do pensamento.

Se a pulsão de morte é des-objetalizante para o outro, também o é, simultaneamente, para o sujeito do qual emana. Quanto mais sente seu Eu ameaçado por um narcisismo vacilante e que fraqueja, mais deseja dominar o objeto como uma tentativa desesperada de dar uma precária unidade. E aqui a clínica coloca a seguinte pergunta à teoria psicanalítica: o objeto da pulsão é sempre contingente?

Em *Pulsões e destinos da pulsão*, Freud (1915) afirma que “o objeto é o mais variável na pulsão”, e, mais adiante, agrega que o objeto “pode ser reinvestido à vontade ao longo dos destinos que conhece a pulsão”. Green (1996), no entanto, pensa que Freud não propôs um sistema fechado que negasse a importância do objeto. No caso particular do incesto, o menino ou a menina não tem um estatuto de sujeito, e sim de objeto parcial das pulsões parciais do pai abusador, e, nesse particular vínculo incestuoso, a criança-objeto parcial me parece não ser contingente para as pulsões parciais do pai abusador. A problemática narcísica, tão freqüente nos pais incestuosos, requer como objeto parcial aquele que se aproxima mais do ponto de vista de sua exigência narcísica, ou seja, seus próprios filhos, como pseudopodós, como emanação narcísica, que os situa entre uma parte de seu próprio corpo e um objeto externo. O objeto da pulsão, em tais casos, não me parece contingente, exige um laço de filiação, via deslocada da libido narcísica. Os pais incestuosos não entram na qualificação geral de pedofilia, eles constituem uma categoria particular de perversão na qual o objeto de suas pulsões deve ter uma relação necessária de filiação.

E por que falo de pulsões e não falo de amor ou eventualmente de ódio, uma vez que se trata de relações entre pais e filhos? Bem, justamente porque creio que, nesse reino da pulsão parcial, não se pode falar nem de amor nem de ódio. A criança não é um objeto contigente, é apenas um objeto necessário para o frágil andaime narcísico do pai abusador. O vínculo incestuoso nega a existência da criança como separada dos pais. O pai incestuoso não libidinizava o menino ou a menina: ele vampiriza sua sexualidade nascente, pretende controlar na criança o que não consegue sintetizar em sua própria organização libidinal, quer dizer, sua própria anarquia pulsional, e a ameaça por ela imposta ao seu narcisismo

e à sua expansão se mostra tão grandiosa quanto precária é a sua estrutura narcísica. Por todos os meios, o abusador nega a primazia do genital e pretende ignorar a abúrgia de castração que quer evitar a qualquer preço. Em um trabalho anterior (Tesone, 1998), eu adiantava a hipótese segundo a qual “o homem incestuoso tenta fundir-se no corpo de sua filha, formar uno com ela, roubar-lhe a feminilidade nascente para possuir então os atributos dos dois sexos”. A criança que sofre incesto é uma criança desesperada, desamparada, tanto diante do mundo de suas pulsões como diante do mundo externo.

Voltemos ao sentido etimológico da palavra sedução — do latim *seducere*, ou seja, “separar” —, que, no caso da sedução traumática, adquire todo seu valor semântico. Na sedução traumática, e ainda mais no caso do incesto, a violência da intrusão na criança de uma sexualidade carregada de uma significação que não lhe pertence a separa de si mesma, a separa de sua condição de sujeito, a separa de uma função parental capaz de conter a própria pulsionalidade. Como requisito prévio para poder emergir como sujeito de desejo, a criança deverá *desconstruir o plus de significância*, afastar-se do gozo mortífero que o genitor incestuoso inoculou em sua sexualidade nascente. Que possa reencontrar a função simbólica parental que foi impedida pelos próprios genitores, em algum outro adulto que esteja em condições de assumi-la.

#### Entre a subjetividade desejante e o poder despótico

Em *todo incesto há crime*. Morte da alma, como diria Schreber (1903), que disso entendia, porém, concomitantemente, talvez em *todo crime haja uma dimensão incestuosa*, a qual põe o incesto em relação com a dimensão incestuosa de todo ato abusivo dos regimes despóticos, entre os quais a tortura. Creonte, em sua obstinação em não permitir a Antígona honrar seu sentimento fraterno, em sua violência política em nome da razão de Estado, não reivindicava a mesma dimensão incestuosa de sua história familiar.

Antígona, em sua luta com seu tio tirano, busca recriar laços familiares nos quais reine a Lei simbólica, afastando, assim, o encadearmento infernal do incesto e do patricídio que permeia as distintas gerações.

Curiosa mistura a de Creonte, entre seu poder despótico em nome da cidade e sua concepção da função paterna. Por acaso não aconselha a seu filho Hemon, noivo de Antígona, que se rebelava ante o poder despótico de seu pai: “Eis aqui, filho meu, a regra que deves conservar no fundo de teu coração: estar sempre aí, atrás da vontade paterna”? Para tanto, era preciso manter afastada a mulher:



representado por todo poder que se excede, e a construção da subjetividade desejante, que radica talvez a verdadeira "opção".

Tradução de Edoarda Paron Radvany.

## Referências

- Assoun, P.-L. (1999). *Le préjudice et l'idée: Pour une clinique social du trauma*. Paris, Anthropos.
- Bertrand, M. (1986). La séduction dans la littérature psychanalytique. *Études freudienne*, 27, 129-158.
- Bokanowski, T. (1993). Auto-érotisme et troubles de la sexualité. In A. Fine, A. Le Guen & A. Oppenheimer (Eds.), *Les troubles de la sexualité* (pp. 51-70). Paris: PUF. (Monographies de la Revue Française de Psychanalyse).
- Ferenczi, S. (1932). Confusión des langues entre adultes et enfants: Le langage de la tendresse et la pasión. In *XII Congreso Internacional de Psicanálisis*, Wiesbaden. (Trad. castellana in *Problemas y Metodos del Psicoanálisis*, Buenos Aires, Paidós, 1966).
- Freud, S. (1887-1902). Lettres à W. Fliess. In M. Bonaparte, A. Freud & E. Kris (Eds.) *La naissance de la psychanalyse*. Paris, PUF, 1956.
- Freud, S. (1896). L'étiologie de l'hystérie. In J. Bissery & J. Laplanche. *Névrose, psychose et perversion* (pp. 83-112). PUF, Paris, 1973.
- Freud, S. (1905). Fragment of an analysis of a case of hysteria (Dora). In S. Freud. *Standard edition* (Vol. 7, p. 27). London: Hogarth Press, 1978.
- Freud, S. (1915). Pulsiones y destinos de la pulsión. In S. Freud. *Obras completas* (Vol. 14). Buenos Aires: Amorrotu, 1979.
- Freud, S. (1931). New introductory lectures on psycho-analysis. In S. Freud. *Standard edition* (Vol. 22). London: The Hogarth Press, 1978.
- Green, A. (1993). Pulsión de mort, narcissisme négatif, fonction désobérialisante. In A. Green. *Le travail du négatif* (pp. 113-122). Paris: Ed. de Minuit.
- Green, A. (1996). La sexualité a-t-elle un quelconque rapport avec la psychanalyse? *Revue Française de Psychanalyse*, 60 (3), 829-847.
- Lacan, J. (1960). Antigone dans l'entre-deux-morts. In J. Lacan. *Le séminaire: Livre VII: L'éthique de la psychanalyse (1959-1960)* (pp. 315-333). Paris: Seuil, 1986.
- Lacan, J. (1970). L'envers de la psychanalyse: 11 mars 1970. In J. Lacan. *Le séminaire: Livre XVII* (pp. 117-135). Paris: Seuil, 1991.
- Laplanche, J. (1986a). De la théorie de la séduction

"é melhor", diz Creonte, "sucumbir ao braço de um homem, de maneira tal que não venhas a dizer que estamos sob as ordens de uma mulher" (Sófocles, século IV a. C.). Como acentua Segal (1981), citado por George Steiner (1984): "O conflito entre Creonte e Antígona não opõe somente a cidade à casa, opõe também o homem à mulher. Creonte identifica sua autoridade política a sua identidade sexual". E pergunto: Creonte deseja manter afastada a mulher ou o feminino no homem? Em todo caso, não foi matando Antígona e Ismênia que ele solucionou o conflito entre o feminino e o masculino... nele. Prenúncio, talvez, de sua própria morte.

Dispor do corpo do outro tem sido sempre o modo de manifestação dos sistemas totalitários, públicos, privados ou corporativos.

É casual que a paciente Eurídice associe as duas cenas, a do incesto com seu avô e a cena de abuso no cárcere? Não duvidamos do caráter violento do incesto do avô, todavia o carcereiro, ao violentá-la sexualmente, não transgride ao mesmo tempo o embasamento de toda Lei simbólica, que é a proibição de incesto?

Os regimes despóticos objetivam instalar uma lógica jurídica (não costumam ser prolíficos de leis de todo tipo?) em detrimento da Lei simbólica. E qual é a Lei simbólica por excelência senão a Lei de proibição de incesto?

Em um dos versos Antígona se lamenta e exclama: "Pai, por que me abandonaste?" E, como bem realça Lacan (1960), o suplício de Antígona consiste em estar encerrada, suspensão, na zona entre a vida e a morte. Sem estar ainda morta, está como que afastada do mundo dos vivos. Antígona identifica-se com Niobe, petrificada. Lacan sublinha que tal petrificação talvez seja a expressão da pulsão de morte. E não é dessa petrificação que sofre a criança abusada, impregnada da pulsão de morte por parte de seu pai, que no mesmo ato do incesto a abandona como filha? Que a exclui de uma filiação possível?

Para poder retornar à vida, a criança que sofreu incesto deve despojar-se da cultura de morte perpetrada por um pai incestuoso, lutar contra o poder despótico de um pai narcisista onipotente, expressão de uma tentativa de completude deste último, que se revela mortífero. A criança abusada deve desconstituir a sexualidade inoculada, afastar-se de um finalmente seu. Guardando as distâncias, me permito perguntar: não se parece ao que tem que fazer os sujeitos diante de um estado despótico? Se me permitem a extrapolação, o porvir de nossas democracias é frutífero de tal luta incessante. É nessa luta incessante para proteger-se do onipotente reino narcísico mortífero,



restreinte à la théorie de la séduction généralisée.

*Études freudienne*, 27, 7-26.

Laplanche, J. (1986b). Traumatisme, traduction, transfert et autres tran(es). *Psychanalyse à l'Université*, 11(41), 71-86.

Masson, J. (1984). *Le réel escamoté*. Paris, Aubier. Schreber, D.P. (1903). *Memoires d'un névropate*. (P. Duquenne & N. Sels, trad.). Paris : Seuil, 1975.

Segal, C. (1981). *Tragedy and civilization: An interpretation of Sophocles*. Harvard University Press.

Sophocle (IV siècle A.C.). *Antigone, tragédies*. (P. Masson, trad.). Paris: Gallimard, 1973.

Steiner, G. (1984). *Antigone*. (P. Blanchard, trad.). Oxford : Clarendon Press; Paris : Gallimard, 1986.

Tesone, J.E. (1994). Notas psicoanalíticas sobre el incesto consumado: ¿el triángulo deshecho? *Revista de Psicología y Psicoterapia de Grupo*, 17 (1), Páginas 169-187.

Tesone, J. E. (1998). Une activité peu masculine: L'inceste père-fille. *Revue Française de Psychanalyse*, 62(2), 513-525.

Tesone, J. E. (2001). *De la théorie de la séduction à la séduction traumatique: L'inceste*. 42ème Congrès de l'ITPA, Nice 22-27 Juillet 2001.

## Resumo

Neste texto, o autor propõe como produz um efeito traumático a excitação gerada no corpo da menina que sofreu o incesto pela efração da excitação vinda do exterior sem consentimento nem desejo. Tal corpo, que responde de maneira incontrolada à excitação externa, se converte ele próprio em corpo externo, em um desdobramento do Eu. A excitação produzida, sem dúvida, não a faz desejante, pois é uma excitação des-subjetivante. É uma violência agregada à violência da penetração. O desejo não intervém, é um encontro com um acontecimento des-simbolizante, uma excitação roubada, uma fraude, pois dispara a excitação pulsional sem o consentimento do sujeito. O corpo adquire, assim, um caráter de extraterritorialidade, com um foro próprio, que requer ser castigado. Gozo mortífero que destrutura e amiguala a capacidade desejante. O inimigo torna-se não somente o abusador, mas também o próprio corpo vivido com vergonha e até com desprezo. Uma excitação não metaterritorizada, pura carga, misturada com angústia, porém, excitação, no fim. O prejuízo se faz corpo... no corpo.

## Palavras-chave

Corpo. Des-subjetivação. Gozo. Incesto. Mortífero. Sedução. Traumatismo.

## Summary

### Incest: the stolen body

The author proposes to look at the issue of how the excitement generated in the body of the little girl who suffered incest, an excitement coming from the outside without consent or desire, has a traumatic effect on her. This body, that responds to the excitement coming from outside without control, becomes itself an outside body, as if it were a splitting of the "I". The excitement itself does not make her desirous, since it is an excitement that removes her from her subjectiveness. It is violence aggregated to the violence of penetration. Desire does not interfere, it is an encounter with a dis-symbolizing event, a stolen excitement, a fraud, because it triggers the pulsional excitement without the subject's consent. The body thus acquires an extraterritorial character, with a forum of its own, requiring punishment. Mortiferous pleasure unstructures and destroys the capacity to desire. The enemy becomes not only the abuser but also the shameful and despised body itself. An excitement not contained in metaphor, merely a charge, mixed with anguish, nevertheless excitement. The damage becomes embodied... in the body.

## Key words

Body. Dessubjection. Pleasure. Incest. Mortiferous. Seduction. Trauma.

Juan Eduardo Tesone  
Teodoro Garcia 2475/3ºB  
Buenos Aires — Argentina  
Tel. (54) 11 4780-2781  
jtesone@cpsarg.com



# Revista Brasileira de Psicanálise

Órgão Oficial da Sociedade Brasileira de Psicanálise  
Volume 40, n.º 2 · 2006

**Sigmund Freud**  
**1856 – 2006**

**Parte II**



## Da língua da mãe à língua materna ou como construir sua língua

Juan Eduardo Tesone<sup>1</sup>

Tradução: Ana Balkanyi Hoffman<sup>2</sup>

Resumo: A língua da mãe é realmente a língua materna? A língua materna – penso – requer uma distância em relação à língua da mãe. Necessita reconhecer a língua da mãe como a língua de um outro, fazê-la menos solene, despendendo-se do originário presunçosamente natural da língua, dessacralizá-la. Conseguir realizar a dor da fusão inicial, poder deixar a confusão do Um absoluto. Existe uma alienação essencial inerente à língua, própria de toda língua, que é sempre a língua do outro. A língua chamada materna nunca é puramente natural, nem própria, nem habitável. Não existem línguas próprias de origem, existe língua própria à chegada, após o percurso que desaliena do desejo do outro. A língua da mãe, enraizada na sua vivência pulsional, veicula por seu turno a universalidade da linguagem e o desejo materno.

A língua materna é uma língua de partida; logo, não se encontram somente línguas de percurso, ou inclusive de chegada, movimento feito explicitamente pelo plurilingüe, mas do qual o monolíngüe não está livre. Pois então, quais são os caminhos que pode tomar tal afeto no mundo interno do sujeito, particularmente quando entre os destinos possíveis do afeto encontramos o percurso através das línguas? Que destino tem esse afeto quando o sujeito escolhe se expressar em uma língua chamada estrangeira? Quando escolhe fazer uma análise em outra língua? Palavras-chave: multilingüismo, língua materna, poliglôtismo, monolíngüismo, exílio.

*...que ma propre langue soit la langue étrangère qui deviendra la plus proche.*

*[...que minha própria língua seja a língua estrangeira que se converterá na mais próxima.]*

André du Bouchet, *Ici en deus*, 1986

A língua da mãe é realmente a língua materna? A pergunta não é uma tautologia e a resposta é menos evidente do que parece, necessitando um certo percurso prévio.

Existe uma alienação essencial inerente à língua, própria de toda língua, que é sempre a língua do outro. A chamada língua materna nunca é puramente natural, nem própria, nem habitável. Não existe um *habitat* possível sem a diferença que introduz o exílio e a conseqüente nostalgia. Não existem línguas próprias de origem, existe língua própria à chegada, após o percurso que desaliena do desejo do outro. Em certas ocasiões, a língua da mãe não é tanto a língua que a mãe fala ao filho no cotidiano, mas a língua que deseja a mãe, que nem sempre coincide de maneira unívoca com sua própria língua. Jacques Derrida se pergunta o que é uma língua, quem a possui verdadeiramente e a quem ela possui: “A língua é uma possessão que possui ou que é possuída? O que existe desse ser-em-sua-casa da língua para onde não cessaremos de retornar?” (Derrida, 1996). E mais tarde ele acrescentará: “Minha língua, a única que me escuto falar, é a língua do outro”. A língua materna, dizia Dante, é “aquela que falamos sem nenhuma regra, imitando nossa ama-de-leite”. Envoltório sonoro, banho de linguagem que a criança reconhece como sendo a língua da mãe antes mesmo de ter nascido. Será possível, entretanto, manter essa afirmação sem questioná-la? Confrontado com a dor da

<sup>1</sup> Membro da Société Psychanalytique de Paris e da Asociación Psicanalítica Argentina.

<sup>2</sup> Membro associado da SBPSP.



separação do corpo-a-corpo com a mãe, o bebê alucina primeiro o objeto primário, aparece o chamado grito, os choros e o grito; mais tarde, o balbúcio e os primeiros fonemas. Inicialmente relação intracavitária com a mãe, produz a aparição da linguagem para compensar a ausência, que aproxima e separa a cada momento, introduzindo a estrangeridade do outro, para além do que seja sua própria mãe. A língua da mãe, enraizada na sua vivência pulsional, veicula por seu turno vez a universalidade da linguagem e o desejo materno. A palavra da mãe imprime na criança o selo da alienação, primeiro no sentido de seu próprio discurso, violência interpretativa originária imposta pela mãe à criança, da qual falava Piera Aulagnier. Sem esquecer que “tal violência é necessária para que o grito pareça um chamado e não mero ruído; o sorriso, um sinal de amor e não um simples jogo de músculos; o alenamento, desejo de dar vida e não simples oferta de calorias” (Castoriadis-Aulagnier, 1971).

A língua materna – penso – requer uma distância em relação à língua da mãe. Necessita reconhecer a língua da mãe como a língua de um outro, fazê-la menos solene, desprendendo-se do originário presunçosamente natural da língua, dessacralizá-la. A língua materna exige poder fazer-se própria em algum momento, atribuindo um sentido singular ao sujeito. Conseguir realizar a dor da fusão inicial, poder deixar a confusão do Um absoluto. É bom desejar a língua materna para logo se desprender dela e finalmente reinventá-la.

Derrida sublinha que o *de* da mãe “significa não tanto a propriedade como *de onde* provém: a língua é do outro, futuro do outro, o futuro do outro”. Nesse sentido, pode-se dizer que a língua materna é uma língua de partida: logo, não se encontram somente línguas de percurso, ou inclusive de chegada, movimento feito explicitamente pelo plurilingüe, mas do qual o monolíngüe não está livre.” Nunca temos uma só língua, o monolíngüismo não faz nunca um consigo mesmo” (Derrida, 1996). Retomando os conceitos winnicottianos, poderíamos dizer que a língua materna seria este ar transicional de objeto encontrado-criado? A língua da mãe é antes de tudo uma língua “afeitada”, quer dizer, atravessada por um movimento afetivo. Às vezes envolvendo e contendo, às vezes gerando angústia vampírica ou incestuosa.

A passagem da língua da mãe para a língua materna supõe um corte com o corpo-a-corpo da fusão inicial, o abandono dessa língua de compreensão perfeita da qual faz parte o mito de Babel. Passagem que supõe a inclusão de um terceiro, a instância paterna do *logos* e a assunção da falta. Exigindo uma certa desconstrução da saturação do *sobrecarregado de sentido* da língua da mãe para poder se lançar à busca, nunca totalmente alcançada, do sentido de sua própria língua, quer dizer, da língua peneirada pelo seu desejo e do efeito que esse desejo provoca no seu discurso. “Desejar não é encontrar, é buscar, é não dessolidarizar-se de si, da sociedade, da linguagem, do que foi, da mãe, daquele do qual temos saído, do outro que incorpora” (Quignard, 1998). Falar supõe uma perda: a partir do momento em que o sujeito fala, não é mais o sujeito feito para o gozo do outro materno, e nada vem significar o que ele é (Chaboudez, 1994).

Esse percurso pode se fazer por uma cadeia de significantes do mesmo idioma materno ou requerer a passagem por outras línguas, chamadas estrangeiras. O que coloca na psicanálise um campo clínico sumamente sugestivo, como o é o uso em sessão, de maneira isolada ou no decorrer da análise, de outra língua que não aquela que lhe ensinou a “amã”. Seja por parte do analisando, do analista ou de ambos.

### Existe um aparato psíquico diferente no multilingüe?

A partir da descrição do “aparato da linguagem” e de seus transtornos realizada por Freud (1891/1983) em *A concepção das afasias*, a relação entre linguagem e pensamento não tem ces-



sado de interrogar os psicanalistas, assim como as relações entre a linguagem e o afeto. Sabemos que o destino da representação e do afeto podem ser separados, dado que o último elo do processo de “psiquização” se estabelece com a representação de palavra (Green, 1973). O que ocorre agora, então, quando a representação de palavra inclui mais de uma língua? Quando ocorre destinos possíveis do afeto se encontra o percurso através das línguas? Deixando de lado notáveis exceções da literatura psicanalítica, a incidência do multilingüismo no processo analítico, isto é, o uso de uma língua distinta da língua materna, tem sido muito menos estudado. A respeito, devemos notar a nuance que existe entre plurilingüismo e poliglôtoismo. Na realidade, aprendem várias línguas simultaneamente desde a mais tenra idade – *ser plurilingüe* – provavelmente não tem a mesma incidência intrapsíquica do fato de aprender uma língua estrangeira mais tardiamente – *ser poliglôta* –, quando a língua materna já se encontra solidamente adquirida. Podemos, contudo, conservar o termo mais geral – *multilingüismo* – quando não for necessário diferenciar o poliglôtoismo do plurilingüismo, como sugerem Amati-Mehler e outros (1990). Semelhante desinteresse é especialmente surpreendente se tivermos em conta que a história do movimento psicanalítico foi atravessada por migrações e transmutações de línguas, e isso desde a época dos primeiros pacientes de Freud em Viena. Para a maioria, o alemão era uma segunda língua, como o foi para um dos mais célebres deles, o Homem dos Lobos, e também para a senhora Lucy e numerosos americanos que chegaram a Viena. Com alguns foi necessário que Freud falasse em inglês (Fleigenheimer, 1989).

Teríamos por acaso de propor um “aparelho de linguagem”, um “aparelho de línguas” capaz de definir o estatuto particular do aparelho psíquico dos multilíngües? Não creio, salvo se quisermos ressaltar, através desse artifício, o fato de que o aparelho psíquico do sujeito multilíngüe deve realizar um trabalho suplementar. Em vez de seguir os caminhos aparentemente conhecidos da língua materna, o multilíngüe prefere às vezes recorrer aos pequenos caminhos na floresta, ao abrigo do calor, ao abrigo de outra língua. Como qualificá-la? Emprastada? Estrangeira? De adoção? Apesar de tudo, ao final desses diferentes caminhos temos sempre a mesma representação-meta. Se falo de calor, é porque a psicanálise tem uma relação óbvia com a linguagem, mas sobretudo com o afeto e com a pulsão. Desse modo o caminho se alarga: “A pulsão é menos um vínculo do que um circuito” (Green, 1973).

Quando o poliglôta escolhe analisar-se em uma língua que não é “a que recebemos imitando sem nenhuma norma a nossa ama-de-leite” (Dante, 1305-1307), mantém deliberadamente distância afastando-se da voz do objeto primário, fonte de uma excitação muito grande. Se o circuito é mais curto, o sujeito teme a sobrecarga afetiva, teme o curto-circuito.

O que teria acontecido se Édipo, este célebre imigrante, não tivesse falado na mesma língua da esfinge? Teria podido contornar a cidade de Tebas e assim evitar a tragédia? Se aceitarmos a idéia de que no transbordamento das línguas o multilíngüe enriquece o tecido de seu pré-consciente com outras representações de palavra, o que ocorre então com suas ligações com as representações de coisa? Os dois sistemas se referem sempre à mesma representação de coisa? Ou, pelo contrário, a representação de coisa se vê também aqui modificada? O que ocorre então com o afeto (Tesone, 1996)?

A partir dessas perguntas e de algumas vinhetas clínicas, tentaremos acompanhar a singularidade do percurso psíquico de um paciente que escolheu de maneira deliberada analisar-se em uma língua distinta da sua língua materna e do valor que adquiriu em seu imaginário *O retrábulo di Berra*, a célebre pintura de Piero della Francesca.



## O encontro com Luciano

A primeira entrevistista se desenvolve em francês – nada mais comum na França, não fosse o fato de que o francês não é a língua materna de Luciano e tampouco a minha. Sem dúvida, a situação é mais trivial do que parece. De fato, fico tentado a pensar que o analista e seu paciente nunca compartilham realmente a mesma língua. Por que seria de outro modo, se não compartilham a mesma mãe? (Como se a unidade da língua pudesse enganar, inclusive aos Klein – Erich e Melanie ou aos Freud – Anna e Sigmund.)

É sem dúvida menos trivial a escolha implícita de Luciano de analisar-se na língua de seu país de adoção. O colega que o encaminhou imaginou que meu conhecimento da cultura italiana poderia ser proveitoso para o tratamento. Mas devemos esclarecer que Luciano não havia buscado expressamente um analista ítalo-falante, o que teria sido possível numa cidade tão cosmopolita como Paris. Não obstante, comunico a Luciano que compreendo o italiano e que ele pode utilizar essa língua se sentir vontade de fazê-lo.

A análise de Luciano me deixou a impressão de ter viajado muito. Viagem que não fiz sem prazer. Viajei através do espaço do psiquismo individual, dos interstícios do entre-dois (e do entre) da relação paciente-analista, dos espaços entre as gerações, para voltar depois desse percurso a uma nova perspectiva do espaço intrapsíquico. Um novo *topos*, mas também uma nova geografia. Viagem também através do tempo, retorno ao passado, retorno talvez ao futuro contido no germe desse passado. E sobretudo viagem através das línguas. Aquelas que utilizamos de maneira explícita: o francês, nossa língua de intercâmbio predominante (a de sua mulher, a de seus filhos); o italiano (sua língua materna), somente algumas palavras ou frases sempre carregadas de um conteúdo emocional intenso (língua de sua mãe, de seus avós maternos e de seu irmão); o inglês (nas raras oportunidades nas quais a língua francesa vacilava em sua função de para-excitação de uma pulsionalidade demasiadamente invasora). Aquelas que se encontravam em filigranas, mas que nem por isso estavam menos presentes: a língua de seu pai, que Luciano não fala mas compreende (um dialeto do norte da Itália, muito próximo do alemão), o veneziano (o dialeto dos avós paternos, que seu pai também falava), o dialeto da cidade em que nasceu e o espanhol (minha língua materna).

Viagem também através de outra linguagem, a linguagem musical, presente ao longo de toda a análise, se levarmos em conta que Luciano era apaixonado pela música. Finalmente, musicalidade de nossos respectivos sotaques: o dele, apenas perceptível, surgido de uma região do norte da Itália; o meu (que lhe permitira adquirir a quase certeza de que minha língua materna, o espanhol, era originária da América Latina, provavelmente da Argentina... embora de origem italiana, tal como sugere meu sobrenome).

Na trama tecida pelo entrelaçamento de várias línguas, o francês teve por momentos uma função de extraterritorialidade, de *no-man's land* ao abrigo dos conflitos, ou de para-excitação, tendo uma pulsionalidade experimentada como demasiadamente perigosa, ou de área transicional, e, portanto, uma função de terceirização da nossa relação. Luciano já não contava com um dicionário italiano em casa. Se em alguma oportunidade necessitava descobrir o sentido de uma palavra em italiano, recorria primeiro a um dicionário francês-italiano, para logo encontrar a palavra equivalente em francês que lhe permitiria apreender o sentido dela. Ele me dirá: "Preciso sempre de uma transferência". O encontro com Luciano criou um campo analítico (Baranger & Baranger, 1962) muito particular, no qual minhas primeiras disposições subjetivas puderam desempenhar um papel significativo, permitindo (ou tornando mais difícil...) a expressão de uma transfe-



cia fantasmática. Como sugere Penot (1994): “No começo, algo do analista seria percebido inconsciente do paciente como uma *oferta a transferir*”. Ainda que ligeiramente diferente, esta opinião assemelha-se à idéia de Neyraut (1974) segundo a qual a contratransferência precederia cronologicamente a transferência.

Na seleção do material clínico optei por privilegiar o eixo do plurilinguismo e de sua incidência na relação analítica. Existem, portanto, outros eixos de reflexão. Alguns serão abordados paralelamente, mas de maneira que estejam sempre relacionados com o questionamento referente à língua. Já na primeira sessão anuncia-se um movimento transferencial materno intenso, que toma rapidamente uma forma arcaica. Luciano associa o início da análise com o temor que sentiu no momento da primeira relação sexual com uma menina. Luciano deixa sua cidade natal e chega à França com a idade de dezoito anos. Quer cortar todo laço afetivo com as meninas; como tem a tendência a apegar-se demais, toma a firme determinação de evitar todo apego afetivo, como uma resistência ao amor. Dois poemas de Baudelaire de que gostava especialmente durante a adolescência pontuam a tônica de sua ocupação: “o vampiro” e “a metamorfose do vampiro”. Ele me dirá: “Uma imagem da mulher ambivalente, em parte anjo, em parte demônio”. Sente-se demasiado frágil para libertar-se das manifestações de ternura das mulheres. Parece-lhe ser uma manifestação de algo infantil, e acrescenta: “Ao diabo com a ternura!”.

Educado pelos pais, mas também por uma avó materna onipresente, sua imagem materna estará relacionada com a mãe e com a avó. Imago cindida em duas imagens terríficas: uma representada pela mãe, imagem de um fantasma corporizado, nem totalmente viva, nem totalmente morta, com a qual estabeleceu uma relação de possessividade vampirizante (Wilgowicz, 1991). A outra, a da avó, representa uma imagem sedutora, forma perversa de uma mãe abusiva sexualmente. A imago onipotente da mãe, Luciano contrapunha uma imago igualmente potente – ou mais até: a imago não menos espantosa da avó. Perpétua oscilação entre duas imagens femininas arcaicas terríficas, ambas abusivas. Uma vampírica, congelada, petrificante, que paralisava toda manifestação de vida. A outra, relacionada com uma avó sedutora, incestuosa, desmanteladora de toda norma, em particular a do pai, que permanece a distância, eternamente impotente frente ao poder das mulheres.

A imagem da mãe estava ligada à loucura: tratava-se de um feminino, o da mãe, que não protegia das pulsões, violentas e desconectadas (Cournot & Cournot, 1993).

A descendência feminina da família compartilhava da obesidade. Para Luciano deixar de se identificar com essa descendência, tinha como corolário um controle pontual do peso; ele me dirá: “Evitando comer, eu me curava”. Porém levará essa lógica até o extremo de colocar sua vida em perigo. Aos dezesseis anos, lança-se num regime macrobiótico que se aproximava da anorexia. Por outro lado, não tendo conseguido ter ereções durante as experiências sexuais nessa idade, Luciano havia se sentido desestabilizado em sua identidade masculina. Nele, o menosprezo do feminino se via redobrado pelo temor de ter herdado a “loucura” da mãe.

Uma lógica binária reinava no mundo afetivo familiar fechado de sua infância: “Se sou complacente com minha mãe, tornando-me tão disponível como ela quer, descuido do meu pai e se sou generoso no meu amor para com meu pai, é minha mãe que vou decepcionar. Meu pai é minha mãe e boa. Essa idéia, que acreditei ter durante a infância, não sei se minha mãe contribuiu para que eu a tivesse, mas sei que minha avó, sim. Ela me contava em segredo coisas que hoje me chocam. Por exemplo, que durante a noite de núpcias dos meus pais, meu pai se comportou de que um porco. Brutalmente, sexualmente perverso. Por trás dessa idéia estava a idéia mais geral de que



não somente meu pai, mas todos os homens, eram assim. Isso não correspondia à imagem que, já adulto, eu tinha do meu pai, mas, sem dúvida, a imagem que minha avó me passou avó marcou minha relação na infância com ele.”

Assim se expressa a contradição em que se encontra preso Luciano: se afirma sua virilidade, converte-se inexoravelmente no homem tão detestado pela avó. Alcançar o “mundo racional”, ger-mânico, do pai torna-se então o único meio de abandonar o “mundo irracional”, latino, da mãe.

A imagem que Luciano havia forjado de seu pai oscilava entre a de um homem doce, gentil, justo, mas eternamente impotente perante o poder das mulheres, e a de um homem potente mas brutal, mais próximo do relato da avó, e cuja violência sexual poderia se voltar contra ele.

A recordação de um pequeno jogo verbal da infância trazida à sessão é talvez reveladora do lugar que ocupava Luciano entre a mãe e a avó. Perguntavam-lhe – soprando as respostas antecipadamente: “O que o Luciano trouxe para a família?” (como se ele tivesse sido uma criança objeto parcial-presente). “O que o Luciano trouxe para a vovó?” E Luciano respondia “A cabeça de seda” (por causa de seu cabelo loiro e sedoso). Supunha-se que, para a mãe, havia trazido os olhos azuis; para o irmão, as mãozinhas que faziam macaquices... E para o pai? O que Luciano trouxe para o papai? E Luciano devia responder: “*Il pipin*” (o pinto), isso em meio a uma grande gargalhada de todo mundo. Todo mundo? Não se recordava se seu pai estava ali.

Se a mãe e a avó pensavam que esse objeto parcial fático devia ser levado ao pai, é porque sem dúvida, segundo elas, fazia-lhe falta terrivelmente. Em todo caso, o objeto parcial fático parecia estar destinado sobretudo a garantir a potência fática dessas duas mulheres. Para Luciano, as coisas ocorriam deste modo: convertendo-se no pênis do pai, evitava que este fosse castrado e escapava ele mesmo à castração... da mãe fática (David, 1964). Em todo caso, fixou-o numa posição alienante, de ser ele o falo materno.

Durante essa mesma sessão, Luciano relata outra lembrança. Explica-me que o trabalho de seu pai obrigava-o periodicamente a se ausentar várias noites por semana. “Eu ia dormir com a minha mãe. Sensação incrivelmente forte das pernas da minha mãe, que buscavam as minhas debaixo das cobertas. Ainda hoje sinto um grande prazer, quando acordo, em esfregar meus pés um contra o outro.” Essa imagem de uma mãe pulsional hiperexcitante, em geral atribuída à avó, vai permanecer cindida muito tempo, “à espera”. A imago materna que prevalece é a de uma mãe mortífera-mortificada.

Luciano e seu irmão devem evitar contrariar a mãe, aparentemente doente do coração: “*Fai il bravo con la mamma*” (seja amável com a mamãe), dizia-lhe o pai, frase trivial que Luciano com-preendera antes como coninação para submeter-se a todos os desejos da mãe, para ser seu objeto parcial fático. Não fazê-lo poderia produzir a morte dela e também a sua própria, visto que aquela mãe, embora freqüentemente sombria, opaca, podia bruscamente explodir de cólera, provocar sua queda, sua morte. O medo de morrer vem se unir ao relato sobre os abortos da mãe: “Vocês tinham que ter sido cinco”, profetiza a mãe, aludindo a três abortos. “Havia portanto três desaparecidos”, conclui Luciano. Tendo conseguido tornar-se o preferido da mãe, via-se obrigado a ter uma “ambigüidade exemplar” para manter seu lugar no pedestal, mas também e sobretudo para preservar a própria vida. No seu terror, Luciano estava fascinado pelo relato que a mãe lhe havia feito sobre o destino sofrido por Lúclifer, “*la caduta degli angeli ribelli*” (a queda dos anjos rebeldes). “*Lucifero*”, contava-lhe, “era o mais bonito, e o preferido de Deus, mas caiu no inferno”. Luciano temia não apenas sofrer o mesmo destino de *Lucifero*, mas, sobretudo, ter o mesmo destino daqueles três crianças desaparecidas, “caídas” elas também. “Na minha casa, não é Deus Pai, mas Deus Mãe”. Um



calendário ilustrado, pendurado na parede de sua casa e mostrando diferentes episódios do *Inferno* de Dante, não ajudava a tranquilizá-lo. “Algumas daquelas imagens estão gravadas na minha mente, em particular uma com homens onde somente a cabeça deles sobressaía do gelo, como minha mãe, congelada. Eu pensava que o inferno era fogo, não sabia que tinha lugares frios.”

Este era o paradoxo do menino edípico que foi Luciano: seduzir a mãe atrairia talvez a cólera do pai; não seduzi-la, entretanto, acaso não produziria sua própria morte?

Luciano vai então se destacar na arte da sedução: “Seduzir é para mim algo vital”, me disse um dia. É o preferido de sua mãe, de seus professores na escola; tem inclusive uma relação amorosa com uma professora de italiano no colégio. Para Luciano, a questão do sexo dos anjos não é uma simples discussão bizantina, remete-o ao temor do domínio materno (Pragier, 1986). Temor, ressurgirá frequentemente na transferência, no decorrer do tratamento. A língua italiana e suas referências culturais foram desse modo utilizadas para seduzir-me defensivamente, ainda que permanecessem vivas pela ligação com a vida imaginária.

A abundância de imagens da “Virgem com o menino” que ornamentava a casa de sua infância e, em particular, um quadro no quarto dos pais tinha-lhe chamado a atenção. A Virgem reinava sempre, mantendo somente para si o menino entre os braços. De todas as virgens, aquela que sem dúvida cristalizara seu desejo era uma reprodução de Piero della Francesca: *O retábulo de Brea*. A imagem constitui o suporte imaginário privilegiado de seu vínculo com a mãe. Esse quadro mostra a Virgem sentada com o menino adormecido nos braços, em uma igreja. A diáde está rodeada de seis santos, quatro anjos e um mecenas. Sobre a cabeça da Virgem, está suspenso um ovo bastante misterioso. Por efeito de perspectiva, ele se situa exatamente por cima da cabeça da diáde. O menino, de olhos fechados, parece estar a ponto de cair dos joelhos da Virgem. Luciano me diz que esse ovo sempre o havia feito pensar na relação com sua mãe. No quadro, pensava, “é inconcebível que o ovo se quebre. Isso também me dá um pouco de vergonha, por que não pôr bigodes como na *Gioconda*? Poderíamos imaginar um ovo quebrado no quadro de Piero Della Francesca, mas eu não sou um bom iconoclasta.”

Luciano, segundo suas próprias palavras – “não sou um bom iconoclasta” –, não podendo “colocar bigodes”, introduzir um terceiro na relação fechada, encapsulada com a mãe, não encontrará outra saída a não ser a cisão e a repressão redobradas pela troca de língua. Para não quebrar o ovo, “deixar” o divino menino para a mãe, ao um só tempo arbatamento edípico e oferta à potência materna. É “sem o menino” que cruzará os Alpes, a criança não tendo direito de estadia na França.

Neste ponto a análise se tornará inquietante para ele, pois, denunciando a cisão, ele lembrava que a criança nele achava-se ainda no interior do ovo que Luciano deveria quebrar se quisesse realmente deixar o vínculo fusional com a mãe. Essa impossibilidade de quebrar o ovo se via reforçada pelo temor de que então a mãe ou ele morreriam. “*Mors tua, vita mia*” (tua morte, minha vida), havia me dito. O quadro representa uma Virgem da Piedade: Maria e seu filho, ela suspirando nos joelhos o corpo adormecido ou inanimado, prefiguram a Paixão. A imagem anuncia a dor. Remete ao sofrimento na cruz, à morte e à redenção. Esse quadro confrontava Luciano com a dor da separação da mãe, vivida como a morte de ambos. Em sua lógica, se abandonasse a posição de ser o falo da mãe, ambos desmoronariam. Para conservar a vida, mas sobretudo a relação de completude com a mãe, o ovo permanecerá muito tempo intacto. Na iconografia cristã, o ovo representa simultaneamente a fertilidade e a imaculada concepção (Réau, 1957). Evitar a linguagem italiana permitia-lhe justamente conservar no fundo essa relação encapsulada onde não havia lugar nem para o terceiro, nem para a cisão.



Se a pintura havia ficado indissolivelmente ligada à mãe, a escultura, em troca, o aproximari do pai. Luciano achava que a escultura era mais sincera, com um aspecto mais abrupto, mais franco. Quando criança a lembrança de uma viagem a Florença com o pai havia lhe dado a esperança de poder identificar-se com ele. Surpreso pelo fato de a estátua de Netuno ter “pelos no sexo”, o pai o havia tranquilizado, dizendo que mais tarde ele também os teria. Sem dúvida, o caminho da identificação ficaria por muito tempo interrompido para Luciano, enquanto a casca do ovo não pudesse ser aberta e a plenitude encoberta, questionada.

Em seu primeiro ano de análise, Luciano é “*bravo*” (amável) comigo. E, no que me diz respeito, não cabem dúvidas quanto a sentir um verdadeiro prazer em conduzir uma análise plurilingüe. Assim, Luciano põe a riqueza de suas associações, de sua vida fantasmática, de sua extensa cultura – mas também o emprego intermitente da língua italiana –, a serviço de intenções de sedução em relação à minha pessoa.

O segundo ano da análise inaugura um ciclo que denominarei “período *Don Giovanni*”, pela frequência com que apareceram referências a essa ópera de Mozart. Esse período corresponde a uma modificação no vínculo transferencial prevaemente. “Com a morte do meu pai, perdi a última oportunidade de ser castigado”, ele me dirá então com uma onipotência edípica não desprovida de angústia. Nas suas associações, eu era às vezes Don Giovanni, às vezes o Comendador. Como Don Giovanni – dono do desejo feminino –, eu devia ser mais forte do que suas imagens femininas terroríficas. Tinha então de protegê-lo dos encantos femininos e proteger-me do encantos dele próprio. Como Comendador, devia castigá-lo, colocar fim ao seu gozo de sedutor-seduzido invertido. Talvez necessitasse – à diferença da imagem paterna – atribuir-me uma grande potência... Para melhor colocá-la em dúvida ou para gozar melhor dela. Visto que a potência viril que me atribuía não estava isenta – em nome do castigo – de temores e desejos homossexuais. Luciano começa a ter então todo um período de forte agressividade em relação a mim: dúvida da minha capacidade, crítica a localização do meu consultório, do meu nome sobre a porta de entrada etc.

Associa meus nomes, Juan Eduardo, e meu sobrenome, Tesone, que pronuncia *a la italiana*, com dois escritores latinos cujos nomes possuíam também três partes: o primeiro, Virgílio (Públio Virgílio Marro<sup>n</sup>e); o segundo, Ovídio (Públio Ovídio Nasone).

*Marro<sup>n</sup>e*, na gíria da sua cidade, significa “testículo”. *Nasone*, em italiano significa, “nariz grande”. “Nos dois casos trata-se de coisas que me fizeram rir quando criança, essa necessidade de me defender de você ridicularizando-o.” Na *Divina comédia*, Virgílio salva Dante de três feras na entrada do Inferno e logo o guia em sua visita ao Inferno. Recordo-me de uma frase: “*Tu sei il mio maestro e il mio autore*” (você é o meu professor e meu autor). Digo que a deformação do meu nome e a alusão às partes genitais são como que um ataque àquilo que faria de mim um professor, ainda que ele possa pensar que, considerando-me um professor, eu poderia salvá-lo do inferno. Seus desejos parricidas desencadeiam então uma intensa angústia de castração.

Luciano terá um sonho que se tornará muito expressivo a partir do momento em que realiza associações em italiano: estava em meu escritório e havia uma mesa que, segundo notava, estava um pouco bamba. Para consertá-la, tenta passar uma vela ao longo da canalleta. Associa “gaveta” (*cassetto*) com “pênis” (*cazzo*) e “pênis pequeno” (*cazzetto*), e lembra a fala de um companheiro do colégio: “*Mi è caduto il pennellico, mi è caduto il pene nel letto*” (caiu o pincel, caiu o pênis na cama).

Luciano vai falar da relação difícil, violenta, que existia entre seu irmão e sua mãe. O irmão havia sido um dos anjos destronados pela mãe, caídos no inferno. Luciano me conta que, quando criança, todo o seu esforço estava direcionado a não se parecer com o irmão, temendo sofrer o



mesmo destino. Teria de se mostrar excessivamente amável para não contrariar uma mãe fragilizada “*en porcellana*” (de porcelana)... E logo esclarece: “Foi a palavra ‘*porcellona*’ [porca gorda] a que me ocorreu imediatamente depois”.

Luciano associa com uma foto em que estavam ele e o irmão, e que se encontrava sobre o piano da casa familiar. Percebe que nessa foto, que mostra os dois sorrindo, eles se parecem muito. A mãe pensa que nessa foto ele tem um olhar doce... Contrariamente ao irmão, Luciano não concordou, e me diz: “Mas todos os meninos de dez anos têm um olhar doce! Num filme, dois irmãos uniam para defender melhor a mãe deles”.

Eu lhe pergunto: “Para defendê-la melhor, ou para se defender melhor dela?”. Luciano responde: “A idéia que me ocorre é que eu e meu irmão teríamos duas possibilidades: reconhecer que minha mãe estava louca, para nos defendermos melhor dela, ou acompanhá-la em sua loucura, como se não acontecesse nada. Em casa, estávamos todos ali para esconder o fato de que minha mãe estava louca. Tínhamos que tomar nós mesmos a forma física de seus delírios. Para que ela não se desse conta de que estava louca. Lembro-me de uma lenda siciliana: a história de uma família de nobres que teve um filho anão. Puseram um montão de anões no jardim. Haviam até contratado empregados anões. Assim, o menino não percebia que no mundo havia algo a mais do que anões...”.

Seu sentimento de sufocação me fez tomar consciência de que durante esse período da análise, na minha contratransferência, eu mesmo me sentia um pouco como um psicanalista anão impotente, identificado – penso – com o menino que havia sido Luciano, desconcertado frente à onipotência do domínio materno. Tendo em conta suas associações, mas também minha vivência contratransferencial, eu lhe direi, pouco antes do final da sessão, que seguramente ele se sentiu como um anão diante de uma mãe tão potente na sua fragilidade.

Sublinha que está realizando uma análise na França, disciplina criada por um austríaco, e num país percebido por ele como um país do norte. O fato de essa disciplina pertencer a um mundo não-latino o tranquiliza. Luciano dirá que a psicanálise participa “desse arsenal de armas das quais eu me defendo...”, e logo retifica: “...que tento adquirir para me defender”. Consciente do lapsos, acrescenta que represento para ele um personagem ambíguo. Na sua mente, a psicanálise não existe na Itália, embora ele saiba muito bem que isso não é exato. Dá por certo que a psicanálise não faz parte das ferramentas culturais de um intelectual italiano, embora reconheça que se nega a saber se tem razão ou se está enganado.

Luciano volta à ambigüidade do meu papel. “Formado numa disciplina não-latina, ser do você originário de uma cultura latina, de língua espanhola, falando italiano, e provavelmente amando a Itália”. Ele disse: “É a primeira vez que me coloco a questão da sua relação afetiva com a Itália. Me incomodaria se você a amasse e me incomodaria se não a amasse. Faço um pouco como os meninos que querem ser os únicos a amar a mãe, mas também os únicos a detestá-la”.

Ele se interroga a respeito da minha atração pela pintura etrusca, já que tenho reproduções de afrescos das tumbas de Tarquínia enfeitando uma das paredes do consultório. “De certo modo perdôo você por amar a Itália, porque a Itália que você ama já foi enterrada, desterrada. Está fora dos circuitos turísticos habituais. Os italianos atualmente ignoram essa Itália. É como se eu desse permissão para amar a Itália, mas não a Itália atual”. Em seguida volta à sessão do dia anterior que o levava a pensar que ainda não era inatacável... e depois acrescenta em italiano: “*Invinchibile*”, Luciano acrescenta, a respeito dessa palavra, que *vincere* não tem exatamente o mesmo sentido de “ganhar”. Em *vincere* está a idéia de ligar, encadear, de se sujeitar a alguém. Ele diz: “Gostaria que ninguém me dominasse ao se vincular comigo”. Intervenho fazendo-o notar que ele quereria que



a disciplina do norte, austríaca, perto do pai, não entrasse em contato com a Itália materna; que precisava evitar que se encontrassem. Compartilha comigo um pensamento que havia tido no dia anterior acerca de seus filhos: “Protege-los da minha mãe... seria igual se meu pai estivesse aqui?”. Logo fará um longo relato no qual imagina o pai com os netos, exclamando: “Que bom avô teria sido o meu pai!”. Intervem novamente, desta vez para destacar que, independentemente do fato de que seu pai poderia ter sido um ótimo avô na realidade, para ele talvez seja preferível retroceder uma geração, separando-o de um encontro sexual com a mãe.

No amor, como no ódio, Luciano quer estar seguro de ser o único a ocupar as atenções de sua mãe. Permite-me amar uma Itália antiga, fora do tempo, mas também fora do espaço (fora dos circuitos turísticos habituais). *Invincibile* (invencível) o remete, logicamente, à onipotência edípica. Promover o pai a avô é uma manobra muito conhecida da estratégia edípica, parte daquele “arsenal de armas” às quais Édipo pode recorrer. Mas a polissemia de *invincibile* somente será ressaltada a partir do termo italiano (que inclui *vincolo*, “vínculo”): conseguir não se relacionar, não estabelecer vínculos capazes de aprisionar, de sujeitar.

Assim, ao redor do termo *invincibile* se condensava, parece-me, toda a carga afetiva de sua problemática edípica e seu fundo materno terrorífico. A alternância de transferências, materna e paterna, ao longo da mesma sessão, acaso não o demonstraria?

Como assinala Couvreur (1993), o complexo de castração “descansa, na realidade, para os dois sexos, sobre um fundo de emoções sombrias com relação à mãe; a angústia de castração se limita a uma ‘pequena’ parte do corpo, altamente investida e excitável, a angústia de matar/ser morto por ela.”

### A língua bifurcada ou o poder fálico da língua

Luciano traz à sessão um pesadelo: “Eu chegava a uma região de escavações. Não ia ali para escavar, não era a minha intenção. Eu sabia que não era querido ali. Cada pessoa que participava da escavação levava uma insígnia com seu nome. Estou sentado e uma enorme cobra cascavel se aproxima, sobe em volta do meu corpo. Sou invadido pelo pânico, me digo que é o momento da minha morte. A serpente me morde na altura do meu sexo. Nesse ponto, acordo muito angustiado”. Luciano associa a cobra à publicidade de uma caneta na qual se vê uma cobra... especialmente angustiante por ter escamas de plástico. Associa depois com o verbo italiano *suonare*, isto é, tocar um instrumento, e com o jogo de palavras de um personagem em *Um amor de Swann*, que fala da serpente da sonata (aludindo a alguém que vem tocar piano)...

Luciano se dá conta de que cascavel [*sommette*]<sup>3</sup> é anagrama do meu sobrenome e que está justamente embaixo da campainha [*sommette*], na porta de entrada do meu consultório. Essa descoberta o irrita; ele demonstra um pouco de impaciência e me pergunta o que posso estar fazendo eu ali, naquele sonho. Pronuncia meu nome *a la italiana*. Lembra-me que, na mensagem da minha secretária eletrônica, pronuncio meu nome *a la francesa*, o que também o irrita, assim como o fato de eu pertencer à cultura hispano-falante. Acrescenta: “Como se, para mim você fosse italiano...”

Luciano me diz que bem no início ele havia se perguntado: “E se por acaso ele fosse italiano, eu que estou me analisando em francês... nunca me animei a falar muito em italiano, só uma palavra, uma frase. Em relação a você, eu tinha uma incerteza: até que ponto você entenderia o italiano, em que medida eu queria falar em italiano. A língua italiana, uma língua na qual francamente não

<sup>3</sup> Coloco entre colchetes as palavras no idioma original do texto, sem o que os deslizes associativos ficariam incompreensíveis.



me sinto confortável. Tenho a impressão de que o italiano soa como uma língua artificial, escolar, sem surpresa: no fim das contas, cansativa... Quando cheguei à França, minhas opiniões, expressas em francês, se tornavam muito mais agudas do que em italiano. Tinha que dizer em duas palavras o que eu pensava. Teria perdido ou ganhado alguma coisa pelo fato de falar em francês? Para mim, a França representa a vida adulta e a Itália, a minha infância e minha adolescência. Ler em italiano continua a ser para mim algo muito lúdico, como um brinquedo maravilhoso, e por essa razão me custa tanto me concentrar". Depois Luciano se lembra de um amigo, um professor de filosofia da escola, a quem mais de uma vez tivera o desejo de fechar o bico.

Digo-lhe que é isto, principalmente, o que quisera lhe fazer a cobra cascavel. Luciano esclarece-me que nos filmes de caubói, a que assistia quando adolescente, os índios usavam a expressão "Avere la lingua biforcuta" (ter a língua bifida) para dizer que alguém mentia, que usava uma linguagem dupla. E se pergunta: "Sou melhor quando falo francês ou italiano?" (pergunta que faz também a meu respeito). E Luciano continua se perguntando se é mais simpático em francês ou italiano. Diz que meu conhecimento da cultura italiana torna-me mais simpático aos seus olhos, mas também mais ameaçador.

Intervento dizendo que meu bilingüismo francês-italiano, "minha língua *biforcuta* (bifurcada); é sentido por ele como ameaça - em particular, para sua masculinidade. Luciano acha que desde o início foge da língua italiana. Diz: "No sonho, você é a serpente... ou seja, a ameaça provém da boca... o poder da palavra. Para mim, o domínio da língua italiana era a família da minha mãe. Eles depreciavam o meu pai... porque lhe custava escrever uma carta. Meu pai não do- com minha mãe. Me vi, com a minha mulher, na mesma situação do meu pai com a minha mãe. Muitas vezes tenho a impressão de que a modificação que ela faz modifica o conteúdo da minha carta. Começo a ficar com raiva, em vez de atenuar [émousser] os nossos vértices...". Luciano me acrescenta: "Não, acho que se diz 'arredondar os ângulos'. Pensativo, Luciano esclarece que em italiano se usa a palavra *smussare*. Associará a palavra *smussare* com "musá, que significa "burra" ou "mula" em veneziano (dialeto que falava seu pai). E acrescenta: "Numa obra de Goldoni, um aristocrata dizia que bebia em sua *mussa* (na fonte), e Arlequim lhe responde que ele também tinha sido criado com sua *mussa* (burra).

Luciano cita novamente a obra de Goldoni, dizendo-me que Arlequim, por trás de seu ar simplório, esconde uma grande inteligência, que esse personagem, a princípio um pouco ridículo termina por ridicularizar os aristocratas. E esclarece: "A imagem que tenho agora do meu pai com meu pai, ele triunfou no que se refere à intenção da família da minha mãe de ridicularizá-lo. Já e meu irmão temos muito respeito por ele". Em uma sessão posterior, Luciano voltou ao tema do Arlequim e ao uso que este fazia do veneziano, apesar da influência da minha avó. Eu pretensiosos, que falavam italiano.

No sonho, a representação da serpente provida de língua bifurcada é uma dupla representação fálica que condensa, à semelhança da Medusa, renegação e angústia de castração. Luciano tem

medo do meu poder fálico... mas numa transferência materna dentro da qual ele assumiria uma posição passiva homossexual em relação à imagem fálica materna (como sugere David [1964]). Se a



mãe possui um pênis (que havia tirado do pai), Luciano pode então pensar em renegar a diferença entre os sexos. Mas teme sofrer assim – como seu pai – o destino do homem castrado pela mãe. Luciano, depois de me explicar que recorria à ajuda de sua mulher (como fazia o pai dele com a mãe) para tudo o que dissesse respeito ao aspecto formal da língua, formula-me a mesma pergunta: “Se diz assim?”. Desse modo, num primeiro movimento a transferência adquire um caráter fálico materno, Luciano espera de mim que eu lhe dê o falo, ao mesmo tempo em que teme que eu me apodere oralmente do seu. Num segundo movimento transfereencial, desta vez de caráter paterno, Luciano faz intervir a outra língua (nesta seqüência trazida em veneziano, a língua do pai), como suporte de uma terceiraidade e de uma identificação possível com uma imago paterna valorizada. A terceiraidade na relação de Luciano comigo está vetorizada pela língua francesa, língua que, segundo dizia, adquiriria para ele “um caráter mais agudo”, em oposição ao “brinquedo maravilhoso” representado pelo italiano, equivalente masturbatório de caráter incestuoso que lhe permite conservar a ilusão de ser o falo materno. Do fundo da sua angústia de castração, Luciano se pergunta: “Terei perdido ou ganhado alguma coisa pelo fato de falar em francês?”. Em outras palavras: é melhor ser o falo ou tê-lo?

Progressivamente, seu vínculo transfereencial vai se tornando mais moderada e sua busca de proximidade irá se despojar da intenção de obter um castigo violento. Um dia, criticando o pai, que não apreciava os imóveis dos bairros antigos de sua cidade natal, Luciano disse: “Se tivesse que traduzir para o francês o que estou sentindo, diria é um torpe, um ‘brutamontes’... que comprou imóvel em prédios novos em vez de se interessar pela arquitetura antiga.”

Pergunto-lhe por que sentiu necessidade de me dizer que traduzia. Ele responde: “As palavras que me vêm em italiano, não tenho vontade de aplicá-las ao meu pai. Como se as palavras em francês não pudessem afetar meu pai. Em italiano, isso corresponderia às palavras que minha avó dizia contra ele. Esses pensamentos expressos em italiano eu não quero compartilhar com a minha avó. Se tivesse que pensar que meu pai era um coitado, isso deveria ser o meu próprio pensamento. E esse pensamento não tem que afetar o amor que sinto por meu pai. Eu me proibio de pensar em italiano, porque isso não me pertence completamente. Como se o francês fosse uma língua que inventei para o meu próprio uso”.

Uma afetividade diferente aparece mediatizada pelas aventuras de Corto Maltés, herói de quadrinhos cujo autor, Hugo Pratt, havia sido um ídolo para ele na adolescência. Falara-me de uma história chamada “Tango”, que transcorre em Buenos Aires. Luciano esclarece-me que só muito recentemente começou a escutar tango, “como se eu não tivesse querido me aproximar dessa música por medo de querê-la”.

Faço com que perceba que, assim como o tango, talvez ele tenha medo de me querer, e que o herói de Hugo Pratt, um italiano que teria vivido um longo tempo na Argentina, servia então como mediador dos afetos entre mim e ele. Luciano parece poder abandonar uma homossexualidade primária, fusional, indiferenciada – fonte de angústia – para passar a uma homossexualidade edípica na qual o amor homossexual inclui a relação terciária e se abre para a bissexualidade psíquica (Denis, 1984). Assim, o vínculo interno com sua imago materna, que funcionava como obstáculo a que Luciano se apropriasse da herança simbólica paterna, parece estar em boa medida reorganizada. Colocou-se em marcha um processo mutativo que possibilita uma melhor identificação com seus dois pais e a subjetivação sexual. Lembremos aqui o que dizem Courrut e Courrut (1993): “O horror *feminine* se transfigura em capacidades de identificações bilaterais e recíprocas sob o selo da bissexualidade psíquica.”



### Compartilhar as línguas ou a dimensão incestuosa da língua

Luciano fala de sua mulher, da qual tem adquirido uma imagem menos mágica e muito mais carnal. Diz que gostaria de chamá-la “*la mia amante*”, palavra que prefere usar em vez de querida [maitresse].<sup>4</sup> Ele me dirá: “Em francês, essa palavra tem obrigatoriamente uma conotação extraconjugal, uma relação em que a querida [maitresse] se converte em querida [maitresse] do homem, que acaba sucumbindo então ao seu poder. Existe nessa palavra algo doloroso”. Parece-lhe que a palavra *amante* é “muito mais simpática”.

Comenta em seguida um telefonema da mãe e repete para mim exatamente as palavras dela: “*Se tu fossi rimasto qui vicino a me avrei potuto apprendere il francese come A. ha appreso l’italiano vicino a te*” (se você tivesse ficado aqui ao meu lado, eu teria podido aprender o francês como A. [sua mulher] aprendeu o italiano ao teu lado). Luciano acha esse comentário ao mesmo tempo cômico e grotesco, e acrescenta: “Essa história de língua demais... que se torna algo importante”.

Dou-me conta de que várias vezes, ao longo da análise, Luciano havia trazido as palavras da mãe diretamente em italiano, diferente dos demais personagens de sua infância. Até esse momento, parecia-me que tinha de acolher as palavras em italiano tais como vinham, na integridade de sua força pulsional, e que isso tinha para ele uma função muito mais importante do que as associações às quais elas o remetiam. Digo-lhe: “Você me traz as palavras de sua mãe em italiano, para que eu me ocupe diretamente dela, sem que você se veja confrontado diretamente com ela”. Luciano dirá que, distanciando-se da mãe, entrou num mundo onde ela nada podia compartilhar com ele, nem sequer a língua. Acrescenta: “Com A. (sua mulher) eu quis compartilhar a língua, tanto o italiano como o francês, já que nós dois dominamos ambas as línguas. Essa mescla de línguas – com todo o perfil erótico que isso tem – pode acontecer porque o medo de uma relação de poder não é um medo angustiante”. Em seguida, Luciano traz uma lembrança da infância que, no *après-coup*, o angustia terrivelmente: “Eu tinha uma bala na boca. Não a queria mais. Em vez de me deixa cuspi-la, minha mãe pediu que eu passasse a bala da minha boca para a dela. Meu primeiro beijo de língua foi com minha mãe! Quando descobri muito mais tarde o que era um beijo de língua, essa lembrança me envergonhava”. Essa lembrança remete, portanto, ao caráter incestuoso da relação de Luciano com a mãe, e à confusão de línguas da qual falava Ferenczi, mas essa bala que passa de uma boca a outra, que se encontrava nas profundezas da boca materna, não poderia talvez representar o pênis tirado do pai, e que Luciano tenta salvar (assim como Pinquívio salva o pai da boca do tubarão) para reabilitar a imagem paterna?

### *La acca è mutta (a letra h é muda)*

Luciano chega a uma sessão queixando-se de estar com dor em uma perna. Fala de um artigo que traduziu do italiano para o francês. Ao dá-lo à sua mulher para corrigi-lo, ela lhe aponta um erro: havia escrito “psicanálise sem *h*”<sup>5</sup>. Surpreso de ter feito esse erro, me diz que o fato de ter evitado o *h* o remete à palavra em italiano: “Quis lhe deixar uma pegada italiana”. Luciano associa o *h* com a palavra em inglês “*ache*” (que se pronuncia “*etich*”) e me diz: “*Ache* quer dizer dor, tirando o *h* tiro o que me faz mal, a parte doente”. E acrescenta: “Se não tenho mais dor, se não estou doente, posso interromper minha análise com você”. Em seguida associa com um sonho anterior, no qual

<sup>4</sup> A palavra *maitresse* pode ser traduzida neste contexto como “amante” ou “querida”, mas possui em francês um conotação que não tem em espanhol, visto que *maitresse* provém de *matre* – “amãe” ou “dono” –, o que explica as expressões da paciente acerca do homem que sucumbe ao poder dela.

<sup>5</sup> Em francês se escreve *psychanalyse*, com *h*.



sua mãe e eu cortávamos os pés dele. Para Luciano, se a “doença” era uma relação de dependência, a psicanálise sem *h* era uma psicanálise sem dependência, ou seja, sem passividade.

Luciano associa depois com um livro de contos italiano intitulado “*Il libro degli errori*” (o livro dos erros), no qual cada conto era construído a partir de dificuldades de ortografia. Comenta que em um desses contos a letra *h* se cansa de viver na Itália porque lá não a pronunciam – “*la acca è multa*” – e ela não se sente reconhecida. Ofendida, a letra *h* parte para a Alemanha. Nesse país ela tem importância, porque lá eles a pronunciam. Produz-se então uma catástrofe na Itália, pois as pessoas se dão conta de que ela tinha sua utilidade. Luciano me esclarece: “Por exemplo, a palavra *schiaivo* (escravo) não quer dizer nada sem o *h*. No conto, eles acabam indo buscar a letra *h* para trazê-la de volta à Itália.”

Não escapa a Luciano que o alemão é uma língua muito próxima ao dialeto de seu pai, e que este, ao descer a montanha para instalar-se na planície onde vivia sua mãe e a família materna, eles o tinham desqualificado. Luciano: “Me vejo menino, ficando em casa, enquanto os *h<sup>s</sup>* – meu pai e meu irmão – saíam juntos. Como se não tivessem reconhecido minha virilidade”. Logo me recrimina por também não a reconhecer, pois, tendo aplacado “o poder maléfico” de sua mãe, prossegue a análise. Conta-me que o haviam contactado naqueles dias da Itália, para realizar atividades relacionadas à sua atividade profissional, e acrescenta: “Até que enfim um reconhecimento que vem da Itália”. Depois associa com uma lembrança da infância: em criança, tinha tido dificuldade para escrever a letra *h*. Intervinho dizendo-lhe que, em italiano, homem (*uomo*) se escreve sem *h*, e que pareceria que havia deixado a Itália para poder se tornar um homem com *h*, na França; agora, entretanto, tornar-se um homem na Itália lhe parecia muito mais possível. Luciano vai associar com a partida para a França, com a travessia dos Alpes – os Alpes que seu pai deixara para descer à planície, tendo assim “perdido a virilidade”. E acrescenta: “Atravessando os Alpes eu quis me tornar um homem como meu pai tinha sido, ali onde meu pai tinha sido um modelo possível”. Quer dizer, ali onde não se sentia o escravo (*schiaivo*) castrado da mãe, seu objeto fálico parcial. Tornar-se finalmente um homem pós-edípico, deixar a posição de falo materno para assumir sua condição masculina, transpondo o ser pelo ter.

### Comentários: o afeto no movimento entre as palavras e as coisas

*Ibis, redibis, non morieris in bello.*

*Ibis, redibis non, morieris in bello.*

[Iráis, voltarás, não morrerás na guerra.

Iráis, não voltarás, morrerás na guerra.]

A frase é retomada no *Chronicon di Alberico delle tre Fontane* (século XIII) como exemplo da ambigüidade possível dos oráculos. Sem pontuação, ela permite duas interpretações diametralmente opostas. Graças a essa ambigüidade, os oráculos se reservam uma interpretação alternativa. À semelhança da falta de pontuação, a passagem por uma língua estrangeira pode ter como objetivo introduzir ambigüidade na profecia do oráculo.

Pareceu-me que, a cada vez que Luciano utilizava palavras em italiano, estas, particularmente sobredeterminadas, remetiam a outra polissêmica, diferente da palavra correspondente na língua francesa, e que estavam, sobretudo, especialmente carregadas de afeto. Esse afeto, trazendo a ambigüidade da língua estrangeira, tornava-se representante. O uso exclusivo da língua italiana

<sup>6</sup> Em alusão à palavra “homem” em francês: *homme*.



teria tornado impossível a análise de Luciano, sem dúvida, ao confrontá-lo demasiado diretamente com uma sobrecarga afetiva que teria tido então valor de fratura de um sistema de repressão variante. Assim, num duplo movimento, Luciano, semeando seu discurso com algumas palavras italianas, procurava me seduzir, por meio de um procedimento que eu qualificaria de “pequenas pinceladas”, ao mesmo tempo em que esperava de mim que eu fosse capaz de conter, conservando a barreira do incesto, sua pulsionalidade sentida como demasiado ameaçadora.

Passar pelo francês, usando esporadicamente termos em italiano, teve uma função equívoca à que propõe Freud (1925) no seu artigo sobre a negação. Não se trata tanto de “minha mãe, não é ela”, como no exemplo de Freud, ou melhor, “minha mãe, é minha mãe... mas não é ‘minha mãe’”. A negação permanece implícita através da passagem pela outra língua. Penso que este é um dos caminhos que pode tomar o trabalho sobre o negativo descrito por Green (1993). Freud (1925) diz: “Percebemos assim como a função intelectual se separa aqui do processo afetivo [...] na repressão”. Isso permite levantar a barreira da repressão e, ao mesmo tempo, mantê-la. Desta forma, o reprimido e, particularmente, o representante-afeto se aproxima da margem analítica através das pequenas ondas tranquilizadoras da língua estrangeira, e não pelas ondas avassaladoras da língua materna.

“Freud não faz referência aos sistemas de palavras das diferentes línguas conhecidas por um mesmo sujeito”, diz L. de Urtubey; “caso pensará que existe um só para outras línguas? Que se amplia quando se aprende alguma nova? Ou se trata de vários sistemas fechados e separados? Ou unidos por relações? Ele não nos diz”, conclui a autora (1988). Obviamente, seria preciso encetar essas questões considerando as singularidades respectivas do plurilingüismo e do poliglôto. Essas questões, entretanto, continuam a ser muito complexas. Embora o sistema associativo das representações de palavra seja tomado por Freud como algo fechado, ele esclarece, porém, no seu texto *A concepção das afásias*, que parece “capaz de se estender”.

A aquisição de uma língua nova acaso faria parte dessa capacidade de extensão do sistema associativo das representações de palavra? No mesmo trabalho, Freud constata, no que se refere às afásias, “a perda de novas aquisições da linguagem, como superassociações, em seguida a qualquer dano que ocorra ao aparelho da linguagem, apesar de a língua materna ser preservada.”

À luz desses comentários, parece-me legítimo conceber que as palavras da língua estrangeira, para o poliglôto, se sobreagregam como um sistema duplo de representações de palavra (como superassociações), com independência relativa no que se refere ao complexo associativo da língua materna, mas conservando com estes certos vasos comunicantes.

Se aceitarmos o fato de que o multilingüe enriquece o tecido do seu pré-consciente com outras representações de palavra, o que acontece com suas ligações com as representações de coisa? Os dois sistemas se referem sempre à mesma representação de coisa? Ou, pelo contrário, a representação de coisa também muda?

Freud (1915) afirma: “O sistema inconsciente contém as investiduras de coisa dos objetos, as primeiras e verdadeiras investiduras de objetos”. Objetos de quê? A resposta não gera nenhuma dúvida, afirma Green (1980): da pulsão e, acrescenta, da paixão. E qual é o objeto da paixão por excelência, se não o objeto edípico? O sistema associativo das representações de coisa é um sistema aberto, ou seja, pode se enriquecer *in extenso*, como se sabe bem. Mas as representações de palavra “mãe” e “*mamma*” acaso remetem à mesma representação de coisa inconsciente? Ou a duas representações de coisa distintas? É tentador responder que se cria uma pequena separação entre



as duas representações, apesar de ambas pertencerem ao mesmo complexo associativo. E, se essa separação existe, podemos nos perguntar o que a produz. Acredito que o essencial na produção dessa separação é o fato de a representação de coisa inconsciente ser investida de forma diferente pelo representante-afeto da pulsão, o mais importante do inconsciente, segundo Freud.

Como se torna pré-consciente a representação de coisa inconsciente? Freud (1915) diz: "O sistema pré-consciente aparece quando essa representação de coisa é *sobreinvestida* pelo fato de se ligar com representações de palavra correspondentes" (grifo meu). A investitura da representação de palavra não se produz por uma diminuição da investitura da representação de coisa inconsciente, em detrimento desta. Contrariamente, existe sobreinvestitura da representação de coisa, numa A representação de palavra se mantém ligada à sobreinvestitura da representação de coisa, numa relação de corporeidade primeira. Embora a representação consciente inclua "a representação de coisa mais a representação de palavra que lhe pertence" (Freud 1915), é importante destacar, como faz Rizzuto (1989), que "para Freud a palavra e a representação de objeto não são entidades, mas processos ativos".

A meu ver, é necessário que o aparelho psíquico possa admitir, que possa tolerar a sobreinvestitura da representação de coisa, para que a ligação entre a representação de palavra e a representação de coisa possa se estabelecer. Quer dizer, para permitir um trabalho de simbolização.

Se o sistema de para-excitação não puder se estabelecer convenientemente, se o ego-pele (Anzieu, 1985) deixa de ser um mediador, a língua materna não tem mais uma função transicional.

A hiperinvestitura necessária para ligar a representação de coisa com a representação de palavra pode chegar a esgotar a conexão mesmo antes de acontecer a simbolização. Lembremos aqui Louis Wolfson (1970), "o estudante de línguas esquizofrênicas", como ele se autodefine, e sua tentativa desesperada de inventar línguas que pudessem remediar suas vivências de intrusão materna. Línguas que permaneciam como privadas, desprovidas de simbolização.

Para Luciano, contrariamente, a língua estrangeira contém, como se fosse uma nova pele, o demasiado pulsional das palavras maternas e sua contraparte, o demasiado do superego paterno, tornando tolerável o envoltório sonoro analítico, condição necessária para que se torne fecunda. O fio entre a representação de palavra e a representação de coisa se mantém: simplesmente, foi alargado.

A nova representação de coisa "mãe", ligada à anterior porém menos investida pulsionalmente, admite com mais facilidade uma sobreinvestitura que a ligue à representação de palavra "mãe". É através de um rodeio pelas redes do complexo associativo que se poderá chegar à ligação entre a representação de coisa "*mamma*" e seu concomitante verbal. Lembro novamente Green (1973): "A pulsão é mais um circuito que um vínculo".

Parafraseando André Green (1983), lembremos que o modo de desenvolvimento específico do afeto é a difusão, podendo esta, para além do seu limite, invadir completamente o ego, provocando a paralisia da expressão verbal, inclusive a desorganização da cadeia do discurso. A capacidade simbolizante do afeto, além da dupla transformação (sobre ele mesmo e a transformação no contrário), depende de sua ligação com um representante-representação. Em relação a esse movimento contínuo de busca de simbolização, poderíamos dizer que o representante-afeto da pulsão é *pirandelliano*. Tal como se observa na obra *Seis personagens à procura de um autor*, está à procura de uma representação.

O encontro pode acontecer com a condição de que a representação de coisa não provoque demasiado temor incestuoso; se não, ocorre a transformação em angústia. Não se pode



compreender a dialética que existe entre a representação de coisa e a representação de palavra sem referi-la ao processo terrário de significação, que encontrará um sentido no *après-coup* da ressignificação edípica.

A língua italiana e o uso eletivo que Luciano fazia dela remetiam frequentemente, na sua transferência, ao ramo materno e à sua relação encapsulada com a imagem materna (O ovo de Piero della Francesca). A imagem do ovo no quadro do pintor italiano do século XV teria provocado em Luciano um inquestionável encantamento. "Percebemos que os discursos mais eloquentes são aqueles nos quais se incluem mais imagens" (J. J. Rousseau). Sua exaltação secreta permitia-lhe guardar encapsulado o italiano como língua de intercâmbio exclusivo com a mãe, língua da mãe, língua de fusão que exclui o terceiro. Posição imaginária onipotente, que o impedia de renunciar a ser o falo materno. Foi dilacerante para Luciano poder conceber que o ovo tinha de se abrir, e que partir do outro lado da fronteira italiana não era garantia *per se*. Foi-lhe necessário atravessar os Alpes, ter um novo envoltório sonoro da língua estrangeira, pôr a distância a língua da mãe e da avó, conceber uma cena primária que não fosse destruidora, tal como a avó lhe propusera, mas portadora de criatividade. Aceitar estar excluído dessa língua para poder finalmente ter acesso ao pai, permitindo-se livremente identificar-se com ele. Não poderia sair da casca a não ser identificando-se com seu pai e concebendo que renunciar a ser o falo da mãe lhe franquearia o acesso a tê-lo. Que existia um outro pai possível com o qual se identificar, diferente daquele desqualificado pela mãe e pela avó no discurso escutado por Luciano em italiano.

Acho interessante sublinhar, em relação ao significativo do meu nome, que no percurso transgeracional da minha história a língua italiana remetia ao ramo paterno, traço reconhecível no meu sobrenome. Provavelmente não foi por acaso que Luciano, em momentos de intensa rivalidade edípica, atentou contra meu sobrenome, para ridicularizá-lo ou para castrá-lo (como na lembrança de *marrone e nasone*), ou para torrá-lo ameaçador, amplificando assim sua angústia de castração (como no sonho da cobra cascavel). Somente mais tarde, depois de um trabalho de elaboração das imagens maternas e de uma nova possibilidade de identificação paterna, movimento no qual Hugo Pratt, o desenhista italiano que morou em Buenos Aires, teve o papel de mediador, Luciano pôde reconhecer sua afeição transferencial paterna.

Exílio da língua, da terra da mãe, mas também da mãe-pátria. Mater, Pater: não se trataria do exílio da cena primária, deste encontro que Luciano queria evitar entre a psicanálise austríaca paterna e a mãe italiana? Fazer de conta que tinha partido por ter atravessado uma fronteira, quando na realidade permanecia fechado numa cavidade de plenitude fálica com a mãe, representada pelo ovo do quadro de Piero della Francesca?

Recorrer a uma língua adquirida secundariamente, propunha Lagache (1956), oferece ao paciente maior possibilidades de repressão. Pode permitir o desenrolar de uma cura que não seria de desmoronamento ao abandonar a identificação materna. Permitiu talvez, a Luciano, driblar a angústia a Lei do pai num idioma no qual o pai não aparecia desvalorizado. O italiano teria funcionado como um idioma no qual a identificação imaginária com o falo materno, fazendo intervir qual a lei paterna tinha espaço. Cabe lembrar que o falo é o significante privilegiado desta marca em que a parte do *logos se conjuga* com o advento do desejo (Lacan, 1958).

A língua única, adâmica, de antes de Babel, destacam Amati-Mehler e outros (1990), possuíam um valor mítico. A fábula de Babel se junta com o mito do Um primordial, da fusão, fonte de vertigem e de pânico, se levamos em conta a clínica da psicose, acrescentam esses autores. "Somente



após a excisão e a repressão, isto poderá ser fonte de nostalgia, lembrança do paraíso imaginário do qual nos temos exilado.”

Uma frase italiana muito conhecida resume suficientemente bem o efeito da passagem de uma língua para outra e a impossibilidade de toda tradução: “*traduttore, traditore*” (tradutor, trai-dor). Agora, então, do ponto de vista psicanalítico, podemos nos perguntar: *traditore* de quê? De quem, na realidade? Do sentido do texto, da semântica? De tudo isso, obviamente: *traditore* da língua materna, de sua sintaxe, das nuances de sua gramática impossíveis de reproduzir fielmente em outra língua. Mas, acima de tudo, *traditore* da língua da mãe, isto é, do discurso que dirige uma mãe ao seu filho desde o momento do nascimento – às vezes desde antes –, da obrigação de sentido que ela impõe ao *infans* ao estreitá-lo entre as redes de suas palavras. Esta obrigação de sentido (Pera Aulgnier [1975] a chama violência primária) está em funcionamento em toda relação mãe-filho. O políglotismo torna explícita a tração necessária em relação ao discurso da mãe, do qual não está isento o unilingüe. Deixar para trás a língua da mãe equivale a sair da relação fusional, da confusão de duas vozes que não se expressam senão em uníssonos.

A psicanálise não é um assunto de coisas. Contrariamente às aparências, tampouco é um mero assunto de palavras. Glibert (1989) diz que a psicanálise se situa entre as palavras e as coisas, mais perto da poesia, e, acrescento, mais perto da emoção. Trata-se de seguir o percurso do afeto, de deixar que ele se expresse através das línguas e das palavras mais convenientes.

### *De la lengua de la madre a la lengua materna o como construir su lengua*

*Resumen:* La lengua de la madre es realmente la lengua materna? La lengua materna – pienso – requiere una distancia con la lengua de la madre. Demanda reconocer la lengua de la madre como la lengua de un otro, haciéndala menos solemne, desprenderse de lo originario presuntamente natural de la lengua, descañalarla. Lograr realizar el diálo de la fisión inicial, poder dejar la confusión del Uno absoluto. Hay una alienación esencial de la lengua – que es siempre del otro. La lengua llamada materna no es nunca puramente natural, ni propia, ni habitable. No hay lenguas propias de origen, hoy lengua propia a la llegada, luego del recorrido que desaliena del deseo del otro. La lengua de la madre, encañada en su vivencia pulsional, vehicula a la vez la universalidad del lenguaje y el deseo materno.

La lengua materna es una lengua de partida, luego no se encuentran sino lenguas de recorrido, o incluso de llegada, movimiento hecho explícito por el plurilingüe, pero del cual el monolingüe no está exento. Ahora bien: ¿cuáles son los caminos que puede tomar dicho afecto en el mundo interno del sujeto, en particular cuando entre los destinos posibles del afecto encontramos el recorrido a través de las lenguas? ¿Que deviene ese afecto cuando el sujeto elige expresarse en una lengua llamada extranjerar? ¿Cuándo elige hacer un análisis en otra lengua?

Palabras clave: multilingüismo, lengua materna, políglotismo, monolingüismo, exilio.

### *From mother tongue to mother's language or how to build your language*

*Abstract:* Is the mother's language truly the mother tongue? I believe that the mother tongue requires a distance from the mother's language. It needs to recognize mother's language as the language of the other, making it less solemn, untying it from the presumably natural original of language and unsacre it. To be able to accomplish the initial fissional point, to be able to abandon the confusion of the absolute One. There is an essential alienation which is inherent to the language itself of any language, which is always the language of the other. The so-called mother tongue is never purely natural, neither owned, nor occupied. There are no original languages



in themselves, there is an appropriate language for the arrival, alter the pathway which disalienates the other individual's desire. The language of the mother, rooted in its drive experience, transmits the universality of language and the mother's desire.

The mother tongue is a departure language, therefore a pathway language or even arrival languages are not found, a movement explicitly made by the multilingual individual of which the monolanguage individual is not freed. So, what are the possible ways that such affect might have in the subject's internal world, mainly when among the possible destinies of affects, the pathway is made through languages? What is the destiny of such affect when the subject chooses his expression through a so-called foreign language? When he chooses to be in analysis in another language?

Keywords: multilingualism, mother tongue, polyglottism, monolinguisim, exile.

#### Referências

- Amati-Mehler, J.; Argentero, S.; Canestrì, J. (1990). *La babele dell'inconscio*. Milano: Raffaello Cortina.
- Anzieu, D. (1985). *Le moi-peau*. Paris: Dunod. (Ed. cast.: *El yo-piel*. Madrid: Biblioteca Nueva, 1994.)
- Baranger, W. & Baranger, M. (1962). La situación analítica. In *Problemas del campo psicoanalítico*. Buenos Aires: Kargeman, 1969.
- Castoriadis-Aulagnier, P. (1971). Le sens perdu. *Topique*, n. 7-8, Paris.
- \_\_\_\_\_. (1975). *La violence de l'interprétation*. Paris: PUF. (Ed. cast.: *La violencia de la interpretación*. Buenos Aires: Amorrotu, 1977.)
- Chaboudez, G. (1994). *Le concept du phallus dans ses articulations lacaniennes*. Paris: Lysimaque, Paris.
- Courrut, M. & Courrut, J. (1993). Sur le corps de l'autre. Castration et féminin dans les deux sexes. *Bulletin de la Société Psychanalytique de Paris*, n. 27.
- Couvreur, C. (1993). La menace qui émane de la mère, de la femme. *Bulletin de la Société Psychanalytique de Paris*, n. 28, p. 23-27.
- Dante (1305-1307). *De eloquence vulgare*.
- David, C. (1964). D'une mythologie masculine touchant le féminin. In J. Chasseguet-Smirgel (dir.), *La sexualité féminine*, Paris: Payot.
- Denis, P. (1984). Homosexualité et identité. *Cahiers du Centre de Psychanalyse et Psychothérapie*, n. 8, Paris.
- Derrida, J. (1996). *Le monolinguisme de l'autre*. Paris: Galilée.
- Ferenczi, S. (1968). *Confusion des langues entre les adultes et l'enfant*. In S. Ferenczi, *Oeuvres complètes*, Paris: Payot. (Trabalho original publicado em 1932.)
- Flegenheimer, F. (1989). The polyglot patient and the polyglotanalyst. *The International Review of Psychoanalysis*, n. 16, p. 377.
- Freud, S. (1983). *Contributions à la conception des aphasies*. Paris: PUF. (Ed. cast.: *La concepción de las afasias*. Estudio crítico. Buenos Aires: Nueva Visión, 1973.) (Trabalho original publicado em 1891.)
- \_\_\_\_\_. (1940). L'inconscient. In S. Freud, *Métapsychologie*, Paris: Gallimard. (Ed. cast.: *Lo inconsciente*. A. E., XIV.) (Trabalho original publicado em 1915.)
- \_\_\_\_\_. (1985). La négation. In S. Freud, *Résultats, idées, problèmes*, Paris: PUF. (Ed. cast.: *La negación*." A. E., XIX.) (Trabalho original publicado em 1925.)
- Gillbert, J. (1989). L'inconscient aux portes de la construction symbolique dans le langage poétique et le langage de la schizophrénie. *Revue Française de Psychanalyse*, n. 6.
- Green, A. (1973). *Le discours vivant*. D. .



- \_\_\_\_ (1983). *Le langage dans la psychanalyse. Les rencontres psychanalytiques d'Aix-en-Provence*. Paris: Les Belles Lettres. (Ed. cast.: *El lenguaje en psicoanálisis*. Buenos Aires: Amorrortu, 1985.)
- \_\_\_\_ (1993). *Le travail du négatif*. Paris: Minuit. (Ed. cast.: *El trabajo de lo negativo*. Buenos Aires: Amorrortu, 1995.)
- \_\_\_\_ (1980). Passions et destin des passions. *Nouvelle Revue de Psychanalyse*, n. 21, p. 5-41, Paris: Gallimard.
- Lacan, J. (1966). La signification du phallus. In J. Lacan, *Écrits*, Paris: Seuil. (Trabalho original publicado em 1958.)
- Lagache, D. (1956). Sur le polyglotisme dans l'analyse. *La Psychanalyse*, n. 1, p. 167-178.
- Neyraud, M. (1974). *Le transfert*. Paris: PUF.
- Penot, B. (1994). L'implication subjective de l'analyste est-elle soluble dans la notion de contre-transfert. *Revue Française de Psychanalyse*, t. LVIII, p. 1593-1596.
- Pragier, G. (1986). Le sexe des anges. *Bulletin de la Société Psychanalytique de Paris*, n. 10, p. 93-110.
- Quignard, P. (1998). *Vie secrète*. Paris: Gallimard.
- Réau, R. (1957). *Iconographie de l'art chrétien*. Paris: PUF.
- Rizzuto, A. M. (1989). A hypothesis about Freud's motive for writing the monograph "On aphasia." *The International Review of Psychoanalysis*, n. 18, p. 111.
- Tesone, J. E. (1996). Multi-lingualism, word-presentations, thing-presentations and psychic reality. *The International Journal of Psychoanalysis*, n. 7, p. 871.
- Urtubey, L. de (1988). Dites tout ce qui vous passe par la tête, tout comme cela vous vient et dans la langue où cela vous vient. *Revue Française de Psychanalyse*, n. 2, p. 463-472.
- Wilgowicz, P. (1991). *Le vampirisme*. Lyon: Césura.
- Wolfson, L. (1970). *Le schizo et les langues*. Paris: Gallimard.

Juan Eduardo Tesone  
Teodoro García, 2475/3°. B  
1426 - Buenos Aires - Argentina  
Tel. 541 47802781; celular: 541 0223-155204754

Córdoba, 3359/PB 1  
7600 - Mar del Plata - Argentina  
Tel. 54 351 0223-4953223  
jetesone@cpsarg.com



# REVISTA DEL HOSPITAL DE NIÑOS

ISSN 0521-517X

## SUMARIO

### EDITORIALES

SE CORRIO EL PUNTO FINAL... ¿Y SE  
ABRIO UN INMENSO HORIZONTE!

*Miguel Larguía*

188

### ARTICULOS ORIGINALES

CANALIZACION DE LA VENA TIROIDEA MEDIA

*Jorge A. Fiorentino y col.*

190

CUANDO EL MEDICO SOBREVIVE AL PACIENTE

*Jorge Blidner*

194

### COMUNICACIONES BREVES

LINFANGIOMA QUISTICO MESENTERICO COMO  
CAUSA DE OCLUSION INTESTINAL NEONATAL

*Fernando Heinen*

199

PULMON ALERGICO

*Oscar Capurro y col.*

203

### ACTUALIZACIONES

ACTUALIZACION DEL DIAGNOSTICO DE TUBERCULOSIS  
PULMONAR EN PEDIATRIA

*Juan V. Carrazana*

206

MANIFESTACIONES TEMPRANAS DE LA  
DERMATOMIOSITIS INFANTIL

*Jorge Duffau y col.*

210

### PRACTICA PEDIATRICA

METATARSO ADUCTO

*Jorge Buccino y col.*

217

REANIMACION CARDIORRESPIRATORIA

*Adrián Allaria y col.*

221

### ARTICULOS ESPECIALES

EN TORNO AL NIÑO MALTRATADO FISICAMENTE

*Juan Eduardo Tesone*

227

EVALUACION DE TRES SISTEMAS PARA INFUSION DE  
FLUIDOS APLICADOS A LA ALIMENTACION ENTERAL

*Lidia Fraquelli y col.*

235

### RESUMENES EN INGLES

239

(Sumario completo en la página 187)

**BUENOS AIRES - REPUBLICA ARGENTINA**  
**VOLUMEN XXVI - N° 111 - OCTUBRE 1984**



## EN TORNO AL NIÑO MALTRATADO FÍSICAMENTE

Juan Eduardo Tesone

*Con el presente artículo comienza la publicación de algunos de los relatos del I Simposio sobre el Niño Maltratado, realizado en el Hospital de Niños "Dr. Ricardo Gutiérrez" en 1982.*

### Resumen

*Si bien la violencia para con los niños no es un fenómeno nuevo en la historia de la humanidad, se asiste en estos últimos años al surgimiento de una sensibilidad diferente respecto de este problema, correlativa al reconocimiento de los derechos del niño por la comunidad internacional.*

*En este artículo se analiza brevemente la evolución del concepto de autoridad parental, con sus excesos y posteriores restricciones, incorporadas después paulatinamente a las costumbres y/o legislaciones a lo largo de la historia. Esta introducción permite situar históricamente la problemática de la violencia familiar hacia los niños y recentrarla en función de las circunstancias actuales.*

*La perspectiva —que es la de un psiquiatra-psi-coanalista— no descuida sin embargo otros niveles de intervención además del psicológico (por ejemplo médico, social, educativo, jurídico, etc.), necesarios para que se pueda concretar una acción coherente.*

*Se destacan en particular las características psico-dinámicas de los padres maltratantes, que conducen a que se instaure una dialéctica de violencia en la relación con sus hijos, violencia a la cual, paradójicamente, estos últimos pueden contribuir.*

*Diferentes ejemplos clínicos permiten apreciar el tipo de vínculos que se organizan en la relación padres-hijos y que resultan difíciles de modificar si no interviene una acción externa a la familia.*

*El trabajo coordinado entre pediatras, psicólogos, psiquiatras, enfermeras, asistentes sociales y jueces de menores se revela como indispensable para enfocar esta problemática sumamente compleja.*

*Las respuestas que cada sociedad entiende dar a este fenómeno son singulares y no pueden ser consideradas definitivas.*

*Se mencionan algunas de las experiencias realizadas estos últimos años en países europeos, que pueden constituir un marco de referencia para acciones a emprender en nuestro país.*

*Las reflexiones vertidas en este trabajo emanan de la experiencia clínica que el autor desarrolla en un centro médico psicológico especializado de la ciudad de París y en la Asociación Francesa de Estudio e Investigación sobre la Infancia Maltratada.*

### Introducción

La existencia de niños maltratados físicamente (NMF) no es un fenómeno nuevo en la historia de la humanidad.

El teatro griego y la Biblia, por no citar más que las principales fuentes de la antigüedad, testimonian la violencia privada o pública perpetrada en niños, ya sea directamente o por intermedio de un acto sacro.

Sí es reciente, en cambio, la aparición de una sensibilidad diferente respecto de este problema, que corresponde al simultáneo reconocimiento por la comunidad internacional de los derechos del niño.

Mi propósito es presentar mi experiencia como psiquiatra y psicoanalista, pero poniendo énfasis en los distintos niveles de intervención que requiere el enfoque de la problemática del NMF. Quizás comprender el tipo de respuesta que la sociedad francesa entiende dar a este problema, pueda contribuir a una reflexión sobre las acciones a emprender en nuestro país.

Corriendo el riesgo de alejarme provisoriamente del tema específico, trataré de realizar una breve reseña histórica de las relaciones padres-hijos, que ayude a situar las fuentes de la familia contemporánea.

Daré luego algunos porcentajes, no muchos, que



permitan destacar la incidencia social del fenómeno.

Después expondré mis reflexiones sobre la dinámica familiar desde una perspectiva psicoanalítica, que ilustraré con un caso clínico.

Por último intentaré una sinopsis de la organización relativamente compleja de equipos e instituciones que tratan de complementarse para ofrecer un mejor porvenir al NMF.

Me circunscribiré a la violencia privada, y no hablaré de la violencia de las instituciones y de la sociedad en general respecto del niño, que requeriría reflexiones de otra índole. De todos modos es necesario subrayar que los padres maltratantes no tienen el triste monopolio de la violencia hacia sus hijos.

### Antecedentes históricos de la autoridad parental

Una mejor comprensión de la historia familiar supondría correlacionarla con los sistemas políticos dominantes en cada período, que definen y legislan a su imagen la modalidad de la estructura familiar, proyecto que evidentemente excede los límites de esta exposición.

Sin descartar enteramente las influencias socio-políticas que gravitan constantemente sobre todo análisis de la familia, intentaremos remarcar, desprovistos de todo prejuicio moralizante, las fuentes del concepto de autoridad parental que inciden en la familia contemporánea en Occidente.

El reconocimiento de los derechos del niño, que nos parece hoy natural, no debe hacernos olvidar que esos derechos son en realidad una adquisición reciente.

En la época romana, el pater familiae o patria potestad, en el cual se inspiraron los países latinos, constituye legendariamente el ejemplo típico de un poder arbitrario e ilimitado del padre sobre sus hijos (9).

Sobre la persona del niño tenía el mismo poder que sobre el esclavo. Tenía derecho de vida y de muerte; de exponerlo o de castigarlo por medio de la flagelación, de la prisión o de la exclusión de la familia.

La condición de los niños "expuestos" que escapaban a la muerte era sumamente miserable. Estaban destinados a la esclavitud, a la prostitución o a las escuelas de gladiadores.

Los niños podían ser vendidos; no tenían patrimonio propio y todo lo que adquirían pasaba al pater familiae.

El pater podía ejercer este poder arbitrario toda su vida, independientemente de la edad de sus hijos, no despareciendo sino con su muerte.

El pater familiae ejercía no sólo funciones paternas, sino además religiosas y de magistratura doméstica.

Estamos en las antípodas de "su majestad el Niño" del cual hablaba Freud.

Si el poder paterno era absoluto de derecho, era limitado de hecho.

Al principio, las limitaciones fueron establecidas por la costumbre y la formación de tribunales domésticos introdujo de manera formal la opinión de la comunidad.

Séneca cuenta que el caballero Erixon había sido asaltado en el fórum por el pueblo, pues había provocado la muerte de su hijo con el uso del látigo, y tuvo que intervenir el emperador Augusto, con toda su autoridad, para evitar el linchamiento.

Posteriormente, el derecho tuvo que intervenir para proteger la familia, para garantizar lo que las costumbres y los tribunales domésticos ya no lograban.

En el antiguo derecho, entre el pater familiae y los niños, ninguna autoridad extranjera podía interponerse.

Esto se modificará paulatinamente en detrimento del poder paterno y en beneficio de los hijos y la jurisdicción doméstica será reemplazada por la jurisdicción pública.

El crecimiento del estado, el desarrollo del comercio y de la industria (que necesitaban personas libres que pudieran contratar y administrar) y más tarde la influencia del cristianismo, determinaron el reconocimiento de la persona jurídica del niño.

En la época de Justiniano, del antiguo poder paterno no queda más que el nombre y será reemplazado por el derecho de corrección.

En la antigua Francia, y desde el siglo V al año 1789, el cristianismo fue la religión de estado e influyó o suplantó al legislador en el derecho familiar.

Se puede ya comenzar a hablar de poder parental a partir del siglo XIII, aunque de manera indirecta.

El poder pertenece al padre y a la madre, aunque en la práctica la madre no lo ejerce sino en caso de muerte del primero.

A partir de la mitad del medioevo, la influencia religiosa disminuye y se asiste al predominio del poder real que influencia la organización familiar, acrecentando nuevamente y no por azar, el poder paterno.

En 1639, durante el gobierno de Richelieu, una declaración dice: "la natural reverencia de los niños respecto de sus padres es el equivalente de la legítima obediencia de los sujetos respecto de su soberano".

Como resultado de una concepción rigurosa del derecho de corrección, el padre puede hacer encarcelar a sus hijos. Por ejemplo, el Edicto del Rey del 15 de julio de 1763 dice: "Su Majestad, habiendo juzgado a propósito de enviar a la Isla de la Désirade a los jóvenes de su reinado cuya conducta irregular obligue a sus padres a pedir su deportación a las colonias, sin quitarles la esperanza de su arrepentimiento y de una mejor conducta, resuelve:

En el futuro, ...será permitido a sus padres pedir a la Secretaría de Estado a cargo del Departamento de Guerra y de la Marina su deportación a la Isla de Désirade."

Cuentan que Enrique IV había sido castigado con el látigo y, como es lógico, lo prescribió al joven Luis XIII, su hijo.

Un hecho anecdótico, pero ilustrativo, sucedió en Limoges el 12 de junio de 1792. Un sacerdote llamado Pierre Chapoulaud, de 47 años, se presenta al juzgado del distrito, se pone de rodillas frente al juez, las manos unidas en actitud de plegaria, y suplica a su padre que le otorgue la emancipación. El padre consiente y le permite levantarse.

Un procedimiento muy en boga en la alta burguesía eran las llamadas "cartas de sello", por las cuales y a pedido del padre, el poder público encarcelaba al joven que supuestamente hubiera deshonrado a su familia. Este supuesto deshonor era de evaluación netamente subjetiva, dado que no implicaba la existencia de un delito público. Por ejemplo, Mirabeau estuvo durante 10 años y hasta sus 32 años, encerrado en la prisión del castillo de Vincennes por oponerse el padre a su casamiento no nobiliario.

La revolución de 1789 abolió estas "cartas de sello" y redujo nuevamente los poderes del padre, con una abundante legislación restrictiva.

Posteriormente Napoleón los restablece, lo que



marca nuevamente los lazos entre el tipo de poder político y el poder otorgado al pater.

Aunque parezca increíble, el llamado derecho de corrección y la posibilidad de pedir el encarcelamiento del hijo desobediente, existió en Francia hasta 1933 (2).

El poder parental suplantó al poder paterno, que a su vez fue reemplazado por la noción de autoridad parental.

La creación en 1945 de "jueces de menores" cristalizó en el plano de la justicia el reconocimiento de los derechos del niño y la plena existencia jurídica de éste como sujeto.

Vemos que la condición de paternidad deja de ser entendida por la sociedad como un derecho de posesión sobre el cuerpo y el destino de los hijos.

El niño, en esta nueva encrucijada de influencia, no pertenece en el sentido absoluto del término a sus padres como en la época romana, ni tampoco a Dios como sostenía Santo Tomás de Aquino en el siglo XIII, al fundamentar los deberes de los padres respecto de sus hijos.

El niño es dependiente del adulto, por supuesto, pero no ya librado a los arbitrios de su poder, sino con plena capacidad de gozar de sus derechos, como todo sujeto humano.

### Circunstancias actuales

Volviendo al tema específico del NMF, es llamativo hasta qué punto la comunidad negó su existencia y que su reconocimiento por la ciencia médica sea relativamente reciente.

Sólo en 1946, Caffey, en Estados Unidos (1), llamará la atención del mundo pediátrico con su trabajo "Fracturas múltiples de los huesos en niños que sufren de hematomas crónicos subdurales", que Silverman completará en 1953.

Kempé, en 1962, definió lo que se convino en llamar síndrome del niño apaleado, denominación shock tendiente probablemente a despertar la sensibilidad de la comunidad ante este dramático problema. No me detendré en la descripción de este síndrome, ampliamente conocido.

En los últimos años, las publicaciones tienden a incluir en la denominación de niños maltratados a otros aspectos de la llamada infancia en peligro.

Así, los autores anglosajones, bajo los términos de abuso y negligencia, incluyen los abusos sexuales, las carencias alimentarias, las carencias afectivas y el retardo de crecimiento o enanismo psico-social, aspectos que cubren prácticamente todo el campo de la psiquiatría infantil y diluyen la especificidad de la violencia física (7).

Me limitaré a definir al NMF, como todo niño que ha sufrido daños o alteraciones de su integridad corporal, como resultado de acciones u omisiones de sus padres o sustitutos; pero es sabido que toda definición es artificial, ya que

no toma en cuenta la gran variedad de conductas de una cultura a otra y aun dentro de una misma cultura.

Por ejemplo, en 1974, en Londres, una mujer escarificó la cara de sus dos hijos con una hoja de afeitar y frotó luego las heridas con carbón. Fue arrestada y acusada de violencia sobre sus hijos. Pero esta mujer pertenecía a la tribu Yoruba de Nigeria, cuya población practica tradicionalmente la escarificación (8). Mediante este acto ella intentaba reproducir un rito de afirmación de la identidad Yoruba de sus hijos.

La contrapartida cultural sería intentar, en ciertos países africanos, colocar un aparato de ortodoncia a un niño. Nos veríamos rápidamente acusados de torturadores.

Si bien la existencia de un solo niño víctima de violencias justificaría nuestros esfuerzos, es quizás ilustrativo recordar ciertas estadísticas que alertan sobre la relevancia del problema. Por ejemplo, en Estados Unidos, muere cada año un porcentaje mayor de niños de más de cinco años como consecuencia de malos tratos, que los que mata la tuberculosis, la tos convulsa, la poliomielitis, la varicela, la diabetes, el reumatismo articular y la apendicitis, tomados en conjunto.

El índice de malos tratos respecto de la población infantil es variable de acuerdo con los criterios utilizados en su definición y con los países considerados.

En Estados Unidos y Nueva Zelanda, se da cuenta del 1%, mientras que en Inglaterra y en Francia del 1%. En Francia se calcula que existen anualmente entre 40.000 y 60.000 NMF, de los cuales 340 morirán (Le Quotidien du Médecin, 19-1-1981).

Estas estadísticas oficiales dan cuenta en general de un índice menor que el real, dado que consideran solamente los casos efectivamente verificados en medios institucionales. Se desconoce la frecuencia en el ámbito privado y en ciertas clases sociales más aventajadas que rara vez utilizan los circuitos oficiales.

Según Helfer, los riesgos de mortalidad en los niños que han sido maltratados una vez y permanecen con sus padres sin ningún tipo de ayuda externa, oscila entre el 25 y 50%, lo cual habla con elocuencia de la necesidad de imaginar algún tipo de intervención para protegerlos.

Enfrentarse con la problemática de los niños víctimas de violencias nos lleva a reflexionar sobre las relaciones de poder, de dependencia y sumisión en general, y sobre la absoluta dependencia del niño en particular.

Freud puso en relieve la prematuridad del



ser humano respecto de otras especies y el gran desamparo que esto trae como consecuencia. El lactante depende enteramente del otro, tanto para la satisfacción de sus necesidades, como para desarrollar y estructurar su aparato psíquico.

Si bien toda violencia es cuestionable, esta vulnerabilidad propia del niño hace que la violencia sobre él ejercida sea particularmente repudiable.

Pronosticar secuelas neurológicas graves, constatar la muerte de un niño como resultado del sadismo de sus padres o de sus sustitutos, es algo que raya con lo insoportable, lo inadmisibile. Jérôme, un niño de 2 años y medio, llega a la guardia con quemaduras de cigarrillos en los muslos y el cuerpo recubierto de hematomas. A Chantal, de 9 meses, se le diagnosticó fractura del húmero y cianosis por sofocación. Su madre, atónita, dijo que no pudiendo soportar su llanto, intentó amortiguarlo con el uso de una almohada.

Lamentablemente estos casos no son excepciones y forman parte del espectáculo de lo horrible de las urgencias pediátricas.

A la incredulidad inicial, siguen el estupor, la indignación y el repudio de los padres.

Lo rechazamos como imposible o bien, ante la herida narcisista que sufre la idea que nos podemos hacer de lo humano, asignamos inmediatamente este acto a la patología grave, léase monstruosidad, de los padres que infligieron semejante violencia a sus hijos.

¿Cómo enfrentar esta problemática sin que se promueva en cada uno de nosotros el movimiento pasional que desencadena algo que nos conmueve profundamente?

¿Cuáles podrán ser las mejores condiciones requeridas, en el plano institucional, que permitan ofrecer un mejor porvenir al NMF?

### Los padres

¿Quiénes son esos padres que golpean, queman y torturan a sus hijos hasta provocarles a veces la muerte?

¿Poseen algún estigma físico o psíquico, que nos permita caracterizarlos, clasificarlos en los alámenes de lo monstruoso?

¿Es posible establecer una neta demarcación entre ellos y nosotros?

Una mujer de 34 años, madre de una niña de 5 años, me relata que luego de haber golpeado a su hija en la cara de una manera incomprensiblemente violenta, se encuentra súbitamente, sin atinar a explicarlo, con un ojo en la mano. Aterrada se mira a un espejo y descubre que a ella también le falta un ojo.

Otra mujer, de 23 años y madre de un varón de 4 años, me cuenta haber mordido a su hijo en el muslo hasta hacerlo sangrar.

No se asusten, el primero no es más que el relato de un sueño de una paciente en análisis, que jamás ha maltratado a su hija. El segundo, en cambio, es el relato de una mujer que efectivamente mordió a su hijo.

¿Qué es lo que determina que en una persona estos impulsos se manifiesten exclusivamente en sueños, mientras que en otros se realicen en una acción?

¿No será que en cada uno de nosotros existen impulsos homicidas hacia nuestros propios hijos?

En nuestras sociedades se habla más fácilmente de los impulsos parricidas mientras que para los infanticidas se tiene mucho más recato.

¿Acaso Edipo, etimológicamente pie hinchado —perforado por sus padres para exponerlo— no es el símbolo mismo, en la elección de su nombre, de las secuelas de la violencia que le infligieran sus padres? Violencia inicial que hubiera tenido como corolario la muerte, de no haber sido recogido in extremis por el criado de Polibo.

¿Tiene el complejo de Edipo un solo polo —los impulsos parricidas— o dos polos simétricos y opuestos que incluyen con la misma fuerza a los impulsos filicidas?

Todos los seres humanos son portadores de la pulsión de muerte, y los padres en particular con respecto a sus hijos.

El problema no es tanto la existencia de esta pulsión sino cómo se sublima: ¿qué permite a Eros triunfar sobre Tánatos? ¿Por qué en algunos padres la expresión de su fracaso se manifiesta en un pasaje al acto, golpes, heridas y en otros en un niño autista?

La gran mayoría de los padres maltratantes no poseen un perfil psicológico característico que permita incluirlos en alguna clasificación de la nosografía psiquiátrica.

Los autores coinciden en que menos de un 10 % de los padres tienen trastornos psicóticos o psicopáticos graves.

Conscientes de que todo esfuerzo reunificador puede ser considerado vano, intentaremos sin embargo remarcar determinados aspectos que hemos encontrado reiteradamente.

Por lo común, son padres muy jóvenes, que han sido ellos mismos maltratados en la infancia. De principios educativos rígidos y de gran fragilidad narcisista, esperan del niño excesiva gratificación y consuelo que los afirme en su rol de padres.

En general, aunque sólo uno de ellos sea el agente activo de la violencia, lo es con la anuencia pasiva del otro.

El tipo de discurso acerca del niño es lo que me-



Por nos permite inferir la posibilidad de malos tratos. Es un verdadero requisito de quejas respecto del niño, independientes del tipo de conducta que este último pueda adoptar. A menudo, los reproches provienen de conductas normales para la edad. Por ejemplo, un niño de 18 meses fue golpeado violentamente por su padre porque no le gustaba ponerse solo los guantes.

Como bien lo han descrito Hadjiinsky y Agostini (5), parece que los padres adjudicaran al niño, por nimias que sean sus manifestaciones, intenciones malignas y destructoras.

Incluso cuando el niño permanece inerte, fijado en su inmovilismo, sin palabras, su interior, sus pensamientos, son perseguidores.

El deseo de intrusión, de control, se expresa a veces como "no dice nada, me esconde todo... quiero saber todo de sus pensamientos" (5). El niño no es reconocido en su alteridad, en su existencia propia como sujeto del deseo.

El niño sigue siendo para el padre maltratante un objeto parcial, un complemento narcisista, de soporte imaginario de sus proyecciones más arcaicas.

Expulsa y adjudica al niño lo más intolerable de él mismo, verdadero exutorio para un superyó mutilante que lo amenaza en su fragilidad (5).

El niño viene a representar de esta manera a la vez el objeto designado y necesario para su propio equilibrio.

En general, organizan la vida cotidiana de una manera sumamente rígida y buscan afanosamente respetar las reglas formales, tanto más angustiosamente desde que no han logrado integrar una ley simbólica.

Didier, de 24 años, cuyo hijo de 2 años, producto de la relación incestuosa con su hermana, había sido hospitalizado por fracturas múltiples, víctima de malos tratos, me explicaba paradójicamente la violencia que surgía en él al constatar que la gente no respetaba las reglas de tránsito. Así fue como circulando en su moto, había pateado a una señora que cruzaba con luz roja...

En la búsqueda desesperada de una ley simbólica, el respeto a la regla funciona como un sucedáneo.

Una gran mayoría de padres maltratantes, aunque puedan verbalizar lo que les sucede, tienen escasa capacidad asociativa. Las palabras son una cosa en sí y por consiguiente están desprovistas de su función de representación. Son personas que de niños no jugaban y de adultos no sueñan (5).

Es frecuente que el padre maltratante realice un esfuerzo desesperado, destinado a fracasar, por controlar sin límites al niño-objeto de sí mismo, en un intento vano de conservar su cohesión.

No tolera ningún tipo de manifestación del niño que implique reconocer la legitimidad de su deseo, de su existencia independiente que representa una amenaza para su espejismo unificador.

Podríamos hablar de falsas triangulaciones pues aunque estén la madre, el padre y el niño, las relaciones no serían intersubjetivas, sino casi intrasubjetivas; en otras palabras, sería como si cada uno fuera una parte del otro. Estamos en plena fantasía del Uno.

La hipertrofia del ideal del yo, heredero del narcisismo primario, los llevó a querer negar toda falta, a fusionarse imaginariamente para lograr un ser perfecto, sin fallas. El llanto del niño no sólo resquebraja esa unidad imaginaria, sino que se convierte en el testigo indiscreto de la no fusión.

En este sentido es ilustrativa la frecuente violencia encarnizada de ciertos padres en la piel del niño, como si este límite corporal, esta frontera con el Otro, no fuera admitida.

Sus dificultades de distanciamiento crean carencias en la simbolización: así como existe la tentativa permanente de inmovilización del Otro, existe también una inmovilización del tiempo y del espacio. Si pensar es pensar fundamentalmente la ausencia del otro, la palabra no es posible sino a través de la integración de esta ausencia (5).

Esta imposibilidad explicaría quizás el tipo de pensamiento que prima en muchos padres maltratantes, de gran pobreza de fantasías y asociaciones.

## El niño

Al igual que para los padres, es imposible establecer un perfil psicológico del NMF.

Su solo denominador común es llevar en el cuerpo la inscripción del deseo mortífero de sus padres.

El tipo de violencias a las que fue sometido habla ya del modo de organización psíquica de los adultos que las infligieron.

La ubicación de la lesión y su modalidad no son indiferentes en la comprensión de la dinámica familiar. Un niño mordido por su madre significa algo muy distinto que un padre que quema con cigarrillos las nalgas de su hija.

Estos signos corporales reflejan ya un modo de funcionamiento psíquico.

A priori la gravedad de las secuelas a nivel psicológico no depende de la gravedad de los malos tratos, correlación que existe, sin embargo, en cuanto a las secuelas de índole neurológico.

Si bien hemos subrayado hasta qué punto los padres que maltratan niegan al niño su existencia real y le asignan una mera presencia imaginaria,



no se puede negar que el niño tiene a su vez un rol activo en los malos tratos.

Resulta difícil concebir que el niño contribuya a los malos tratos que le son infligidos; pero nuestra experiencia, que coincide con la de otros equipos, tiende a verificarlo:

Es sabido que una serie de situaciones generales respecto del niño aumenta los riesgos de malos tratos, por ejemplo, los discapacitados físicos, las alteraciones cromosómicas, los niños prematuros o los niños crónicamente enfermos.

Pero lo más sorprendente es que el tipo de organización psíquica del niño sea inductor de violencias.

Djamel, niño de 7 años de origen argelino, nos fue derivado en consulta por enuresis primaria, diurna y nocturna, y encopresis diurna que tenía la particularidad de desaparecer por períodos.

Djamel había perdido a su madre 3 años antes y vivía con su padre, la amiga de su padre y dos hermanos. El relato de la violencia familiar surgió casi inmediatamente y nos enteramos de que la "mamá de ahora", como él la llamaba, lo golpeaba frecuentemente. Algunas lesiones en la zona genital fueron verificadas por la asistente social.

Nos llevó mucho tiempo analizar toda la dinámica que se había instaurado. Sólo diré que la encopresis no era tal; Djamel hacía sus necesidades en distintos lugares de la casa de un modo deliberado y motivaba la respuesta violenta e inmediata de su madrastra.

Djamel se consideraba inconscientemente responsable del suicidio de su madre, la "mamá de antes", y en un movimiento de proyección masivo acusaba a su madrastra de haberla desplazado.

En el acto de provocación, agredía a la madrastra, a la que consideraba una intrusa y a la vez satisfacía sus necesidades punitivas.

Vemos que Djamel tenía sus razones inconscientes para ser castigado, y a diferencia de otro niño que hubiera podido deprimirse, inducía a su madrastra a que se convirtiera en el agente externo de una necesidad interna de castigo.

Esta provocación, esta internalización del deseo de castigo, se ve claramente en los niños maltratados que han sido separados de sus familias de origen e insertados en familias substitutas transitorias.

En tales circunstancias, la conducta repetitiva del niño tiende a provocar malos tratos por parte de su nueva familia, lo cual requiere toda la comprensión de la familia substituta y el apoyo del equipo para quebrar la espiral de violencia.

Un aspecto de índole general respecto del NMF, producto de nuestra observación clínica pero del cual lamentablemente no podré dar porcentajes, es la escasa proporción de niños psi-

cóticos).

Aún no hemos logrado un modelo teórico explicativo; como rudimento de respuesta, diré que aparentemente el cuerpo funcionaría como una barrera protectora de la sideración psíquica.

Por otro lado, y a diferencia de los niños autistas que establecen escasos intercambios con sus padres, el NMF, aunque el maltrato sea brutal, intercambia permanentemente con el Otro, un Otro sin duda mutilante y terrorífico, pero quizás por intermedio del cual el mundo externo existe.

#### Presentación clínica: el caso de David L.

David, de 6 años, es un niño delgado, de estatura mediana, más bien tímido, de rasgos frágiles. En la primera entrevista se muestra cálido pero temeroso, prefiriendo conservar una gran distancia.

En la época en que viene a la consulta vive con su madre, la señora L., de 27 años, con el amigo de la señora, el señor I., y con Sandrine, su medio hermana de 4 años.

David, que nunca conoció a su padre y es producto de una relación ocasional de su madre, conserva el apellido materno; Sandrine en cambio es hija de la pareja actual de la señora L. y lleva el apellido de su padre.

Siendo más chico, a los 4 años, David había sido violentamente golpeado por su madre, sufriendo traumatismo craneano y doble fractura de húmero.

Hospitalizado, el equipo de pediatría señaló el hecho al juez de menores, quien previa entrevista con la madre, ordenó una medida de protección jurídica. Esto implicaba librar un mandato a una asistente social que ejerció una acción socioeducativa en el medio familiar.

Esta asistente social, luego de un trabajo domiciliario de varios meses, logró despertar en la señora L. el interés por una consulta psicológica.

Su actitud hacia David continuaba siendo violenta, de incesante hostigamiento y "sadización". Por ejemplo, no pudiendo aceptar el alboroto que pudieran causar David y su hermana en los instantes de juego previos a ir a acostarse, la madre obligaba a David a dormirse sentado en la cocina y sólo entonces lo llevaba a la cama.

La señora L. viene a vernos con la expresa consigna de que "domestiquemos a David, que es infernal". Su pedido manifiesto es que la psicoterapia haga de David el objeto inerte que ella necesita para poder aceptarlo.

Aunque partiendo de bases diferentes, no nos sorprendió por consiguiente que estuviera de acuerdo sobre la conveniencia de tratar a David. Sí fue más llamativo, dada su estructura psíquica, que aceptara realizar ella misma entrevistas terapéuticas.

No hablaré de la psicoterapia de David, que fue realizada por otro psicoterapeuta. Sólo diré que era un niño excesivamente amable, ansioso de conformar al adulto, sin ninguna iniciativa y siderado en su capacidad de pensar.

Resumiré en cambio los aspectos esenciales de las entrevistas que tuve con la madre durante 7 meses.

La señora L., que a su vez había sido maltratada en su infancia, era la segunda de tres hijas mujeres y un hijo menor varón. Nunca había podido elaborar que su hermano hubiera sido el preferido de su madre y el objeto de todos los cuidados maternos.

Cuando castigaba a David, identificaba con su madre, golpeaba a una parte de ella misma, la malvada que creía haber sido en su infancia para justificar la violencia de su madre. Pero también golpeaba a su hermano, a ese



rival odiado que le había provocado los primeros sinsabores de la exclusión, escena primaria de carácter incestuoso.

La relación de David con su madre era dual, de precaria terciación. Más importante que la ausencia real del padre de David, era su ausencia en el discurso de la madre, que borraba toda triangulación, triangulación que tampoco se había creado a pesar de la presencia real del amigo de la madre.

No podríamos decir que la señora L. odiaba a David —David tomado en su alteridad— como un sujeto independiente de ella misma, pues lo que ella odiaba en él no le pertenecía. Pero la señora L. estaba habitada por su odio, cuyo efecto no era menos devastador para David.

Poder elaborar simbólicamente todo esto hubiera demandado muy probablemente varios años de psicoterapia. Y nadie podría aseverar que hubiera sido efectivamente posible.

¿Qué habría sido de David mientras tanto, "sadzado", hostigado, despreciado cotidianamente?

Las entrevistas permitieron que la señora L. tomara conciencia de que la fuerza de sus impulsos homicidas y el tipo de vínculo que la unía con su hijo, hacían imposible la convivencia.

Ante la formalización de su pedido, la asistente social dio los pasos necesarios para que David fuera acogido por una familia substituta, procedimiento concretado con el acuerdo del juez.

El alejamiento de David de su madre lo protegía sin duda de un riesgo de vida; pero también le daba la legítima oportunidad, en su nueva familia, de gozar de relaciones parentales estructurantes.

Legitimidad que, por otro lado, también existía en el inconsciente de su madre de no poder aceptarlo.

El equipo que trabaja actualmente con David y la familia substituta, nos informó que desde que David ve a su madre uno o dos fines de semana por mes, las relaciones mejoraron notablemente.

Quizás la existencia de un mediador en las relaciones con su hijo probablemente permitió a la madre demostrar un afecto que antes no había podido surgir debido a su odio masivo y proyectivo.

Por su parte David, luego de un momento inicial difícil en el que puso a prueba la capacidad de su nueva familia para contenerlo, parecía integrarse armoniosamente.

La elección de esta presentación clínica tiene por objeto no sólo destacar los mecanismos psicodinámicos que pueden estar en juego en el maltrato de un niño, sino también remarcar algunos de los distintos niveles de intervención que exige el hecho de ocuparse de niños maltratados físicamente.

## Diferentes niveles de intervención

### Rol del pediatra

El enfoque de una problemática tan compleja requiere el trabajo en común y la coordinación de un equipo multidisciplinario que incluya pediatras, psicólogos, psiquiatras, enfermeras, asistentes sociales y jueces de menores. Sin duda, estas interrelaciones no son fáciles, pero sí necesarias para lograr una intervención coherente y evitar así la impotencia y la paralización a las que se vería

rápidamente sometida toda acción aislada de alguno de los intervinientes.

No es casual que haya colocado al pediatra en primer lugar, pues los servicios de pediatría y las urgencias en particular, constituyen el eje alrededor del cual se puede organizar el trabajo ulterior.

Los padres maltratantes adolecen a menudo de la incapacidad psicológica y/o cultural de solicitar la ayuda apropiada en el momento oportuno.

En ausencia de una intervención externa a la familia, la violencia familiar —en general— tiende a agravarse, poniendo en peligro la integridad física o psíquica del niño o incluso su vida (3)

Ante cualquier duda sobre la existencia o no de malos tratos, sería conveniente la hospitalización del niño, no sólo en función del tratamiento de eventuales lesiones corporales, sino también para crear un espacio y un tiempo de reflexión que incluya desde el principio al resto del equipo.

En el transcurso de la intervención, se produce a veces una especie de hospitalismo al revés: el niño separado de sus padres y en el medio hospitalario mejora rápidamente sus síntomas psíquicos o físicos, ante la sorpresa general del personal de la sala, lo cual ya es señal elocuente de cierto clima familiar.

La modalidad de la relación inicial con los padres condiciona en gran parte las posibilidades de intervención futura.

Cuando el acuerdo de los padres no es posible, se hace necesario señalar al juez de menores el riesgo que corre el niño, no con el ánimo de castigar a los padres, sino para crear en la realidad una medida jurídica de protección del niño, que permita simultáneamente el trabajo de los otros intervinientes.

Por ejemplo, el psiquiatra podrá trabajar sobre la dinámica familiar y las recíprocas fantasías parentales, el lugar que ocupa el niño imaginario, las fantasías de agresividad y muerte, sólo en la medida en que el niño real sea protegido —en su contexto cotidiano— del pasaje a la acción de sus padres.

La intervención temprana de un equipo multidisciplinario en el ámbito hospitalario tiene como objetivo que el paso por el hospital de todo niño susceptible de haber sido sometido a malos tratos, no sea un acto terapéutico aislado sino el eslabón inicial de un proyecto terapéutico y de protección jurídica.

Este proyecto debe incluir tres ejes de intervención, el socioeducativo, el psicológico y el jurídico, alrededor de los cuales se organiza la trama de previsión y tratamiento.

A tal efecto pueden ser utilizados los canales ya existentes, como por ejemplo los centros y servicios de psicopatología, los servicios de inter-



vención y asistencia social y las instancias de protección jurídica del menor y su familia.

Por otro lado, ciertas experiencias desarrolladas en países europeos en los últimos años han mostrado ser de gran interés. Tal es el caso de los centros de "ubicación familiar" especializados (6) que trabajan en estrecha relación con familias substitutas provisionales, a quienes confían a niños separados temporariamente de sus familias de origen. Esta separación, producto de crisis de alto riesgo para la vida del niño, se logra a menudo con el acuerdo de los padres y en casos extremos por intervención del juez de menores.

Otras experiencias son más recientes y aún no han podido ser convenientemente evaluadas, como es el caso de los servicios de "S.O.S. padres" (con los que es posible conectarse personalmente o por teléfono las veinticuatro horas del día), o los grupos de "padres maltratantes anónimos" (que funcionan con principios similares a los de alcohólicos anónimos).

Otra experiencia interesante que tiene menos de diez años es la realizada en Oxford y en Amsterdam, que consiste en internar a todo el grupo familiar en comunidades terapéuticas (10).

Para concluir diré que los interrogantes que nos plantea la existencia de niños maltratados son múltiples y de efecto lancinante. Las respuestas que toda sociedad intenta dar a este problema son

siempre singulares, provisionales, y exigen un cuestionamiento permanente.

#### BIBLIOGRAFIA

1. Caffey J: Multiple fractures in long bones of infants suffering from chronic subdural hematoma. *Amer J Roentgenol* 56: 163, 1946.
2. Chazal J: *Les droits de l'enfant*. P.U.F., París, 1959.
3. Fondation AA, Giscard D'Estaing: *Rapport du groupe d'étude et de proposition sur l'enfance maltraitée* 22 nov 1979.
4. Freud S: *Introducción al narcisismo (1914)*. En *Obras Completas, Biblioteca Nueva, T II*, págs 2017-2033.
5. Hadjiisky E, Agostini D: *Approche psychanalytique du parent maltraitant*. Comunicación al Congreso Internacional sobre Infancia Maltratada, Londres, sept 1978.
6. Jardin F, Tesone JE et al: *Familles naturelles et familles d'accueil, constellations familiales et modèles de famille*. *Jonctions* 58: 21, 1982.
7. Kempe H: *Recent developments in the field of child abuse*. En *Child Abuse and Neglect*, vol 3, caps IX-XV, Pergamon Press, Londres, 1979.
8. Korbin J: *Apports de l'anthropologie à l'étude de l'enfant maltraité*. *Rev Int Enf* 35: 23, 1977.
9. Levy JP: *Histoire du droit privé. La famille, Filiation et puissance paternelle*. París, 1958, págs 67-101.
10. Rouyer M: *Essai de prise en charge des parents maltraitants*. En *Mère mortifère, mère meurtrière, mère mortifiée*. E.S.F., París, 1978, págs 155-166.

#### Premio de la American Association of Thoracic and Cardiovascular Surgery

*La American Association of Thoracic and Cardiovascular Surgery concedió el XXXV Premio Graham Memorial al doctor Florentino Vargas, perteneciente al plantel de la División de Cirugía Cardiovascular del Hospital de Niños "Dr. Ricardo Gutiérrez".*

*Esta importantísima distinción se otorga anualmente, entre postulantes de todos los países del mundo, a un cirujano cardiovascular que haya completado su entrenamiento en la especialidad. Consiste en un año de estadía en los Estados Unidos de Norteamérica, con dedicación a los temas que el premiado elija en los centros por él seleccionados, con obligación de regresar a su país de origen.*

*Es de destacar que de las treinta y cinco oportunidades en que se concedió el premio, esta es la segunda en que lo recibe un profesional latinoamericano.*



## EVALUACION DE TRES SISTEMAS PARA INFUSION DE FLUIDOS APLICADOS A LA ALIMENTACION ENTERAL

Lidia Fraquelli\*, Esteban Carmuega\*\* y Alejandro O'Donnell\*\*\*

La alimentación enteral (gástrica o transpilórica) encuentra cada día nuevas indicaciones clínicas (3) (4) (5), siendo una alternativa muy importante para la alimentación parenteral en países como el nuestro, con sus limitaciones de infraestructura y económicas.

En la implementación de la alimentación enteral existen muchos aspectos que requieren evaluación (1) (2) (6) (7) en razón de sus potenciales indicaciones y de la disponibilidad de elementos.

En la presente publicación se comunican los resultados de la evaluación de tres sistemas de control de infusión para determinar su confiabilidad y sus limitaciones.

### Material y métodos

Los sistemas que se evaluaron fueron:  
a) regulador metálico (chapita),  
b) dispositivo comercial que regula el flujo por el encastre de 2 cilindros plásticos superpuestos a presión,  
c) dispositivo de infusión peristáltica, con servocontrol

do. Se realizaron así 40 evaluaciones horarias con cada sistema de infusión, con cada fluido y con los dos flujos mencionados, totalizándose 240 ensayos.

La confiabilidad de cada sistema se expresó como diferencia porcentual respecto del comportamiento esperado horario. Los resultados se expresaron como promedio de la diferencia porcentual  $\pm$  un desvío standard.

### Resultados

Se muestran en la tabla I, expresados como diferencia porcentual del comportamiento esperado horario, con cada sistema de infusión, con cada fluido y los flujos mencionados. Se expresan como promedio  $\pm$  un desvío standard.

En la tabla II se ejemplifica la variabilidad de la infusión según los métodos de regulación del flujo.

Se calcula para un niño de 10 Kg de peso que debe recibir 1200 ml/día de dextrosa 5% y leche LK 15%, con un flujo de 50 ml/hora. Se expresan los resultados como la posibilidad de recibir determinado volumen de fluido, con un intervalo estadístico de confianza de 68% ( $\pm$  un desvío standard).



# Psicoanalisi

**Rivista della Associazione Italiana di Psicoanalisi**



**FrancoAngeli**



## Dalla lingua della madre alla lingua materna, ovvero come costruire la propria lingua\*

JUAN EDUARDO TESONE

[...] che la mia propria lingua sia la lingua straniera che mi diventi più familiare  
Ici en deux, *Mercur de France*, 1986 (André du Bouchet)

La lingua della madre è la lingua materna? La risposta è meno evidente di quanto possa sembrare. La lingua materna – a me sembra – richiede un distacco dalla lingua della madre, esige di poter essere fatta propria, di riconoscere la lingua della madre come l'idioma di un altro, di accordare alla lingua propri significati, di renderla meno solenne, di distaccarsi dal presunto originario naturale della lingua, desacralizzandola. Si tratta di elaborare il lutto della fusione iniziale, dell'Uno assoluto, di desiderare la lingua materna e di reinventarla. Deridda si domanda che cosa sia una lingua, chi la possiede esattamente, chi essa possiede. «La lingua è mai un possesso? Possesso possedente o posseduto? Che ne è di questo sentirsi a casa propria nella lingua alla quale non cessiamo di fare ritorno?» (Deridda 1996). E più avanti l'autore afferma che «la mia lingua, la sola che io mi ascolti parlare, è la lingua dell'altro». La lingua materna, diceva Dante (1315 circa), è «quella che noi parliamo senza alcuna regola, imitando la nostra nutrice», involucro sonoro, bagno di linguaggio che il bambino riconosce come la lingua della propria madre ancor prima di essere nato. Posto di fronte al lutto della separazione dal corpo a corpo con la madre, il lattante dapprima allucina l'oggetto primario, poi compare l'appello, i pianti e le grida in seguito, i balbettii e i primi fonemi più tardi. Relazione intracavitaria all'inizio, l'apparizione del linguaggio avvicina e separa ad un tempo, per mascherare l'assenza, introducendo l'estraneità dell'altro, fosse anche della propria madre. La lingua della madre, radicata nel vissuto pul-

\* Questo articolo è una versione riveduta e corretta di un articolo apparso sulla *RFP*, LXVI, 4, 2000, intitolato "I percorsi dell'affetto attraverso le lingue".



sionale, veicola nello stesso tempo l'universalità del linguaggio e il proprio desiderio. La parola della madre imprime sul bambino il sigillo dell'alienazione primaria al senso del suo discorso, quella violenza interpretativa originaria di cui parla Piera Aulagnier. Non dimentichiamo che «una tale violenza è necessaria perché il grido diventi appello e non brusio, il sorriso segno d'amore e non semplice gioco di muscoli, l'allattamento desiderio di far vivere e non mera offerta di calorie» (Castoriadis-Aulagnier 1971).

Deridda sottolinea che il *de* della lingua della madre «non significa tanto proprietà quanto provenienza: la lingua appartiene all'altro, venuta dall'altro, *la* venuta dell'altro». In questo senso si può dire che la lingua materna è una lingua di partenza, ma che in seguito non si incontrano che lingue di percorso, addirittura di arrivo, in un movimento reso esplicito dal plurilingue, ma del quale anche il monolinguo non è esente. Per dirla con le parole di Winnicott, la lingua materna sarebbe dunque quello spazio transizionale dell'oggetto trovato-creato? Parafrasando Green (1984), io direi che la lingua della madre è prima di tutto una lingua "affettata", vale a dire trafitta da parte a parte da un movimento affettivo. Talvolta avviluppante e contenitiva, talaltra fonte di angoscia vampirica o incestuosa.

Ora, quali sono le strade che può imboccare questo affetto nel mondo interno del soggetto, segnatamente quando tra i possibili destini dell'affetto c'è il percorso attraverso le lingue? Che ne è di questo affetto quando il soggetto sceglie di esprimersi in una lingua cosiddetta straniera? Quando sceglie di fare un'analisi in una lingua altra da quella che gli ha insegnato la sua "nutrice"?

Fatte salve alcune notevoli eccezioni, nella letteratura psicoanalitica l'incidenza del multilinguismo nel processo analitico, vale a dire dell'utilizzo di una lingua altra dalla lingua materna, è stata poco studiata. Un tale disinteresse è tanto più sorprendente se si pensa che la storia del movimento psicoanalitico è attraversata da migrazioni, da trasmutazioni di lingue, e questo sin dall'epoca dei primi pazienti della Vienna di Freud. Per la maggior parte di loro il tedesco era una seconda lingua, come nel caso di uno dei suoi pazienti più famosi, "L'Uomo dei Lupi", e anche della signorina Lucy e dei tanti americani che si recarono a Vienna. Con alcuni di loro fu Freud a dover parlare in inglese (Cfr. Flegenheimer 1989, p. 377).

Sarebbe allora necessario proporre un "apparato per le lingue" che definisca lo statuto particolare dell'apparato psichico dei poliglotti? Io non lo credo, se non fosse per sottolineare meglio con questo artificio il fatto che l'apparato psichico del soggetto multilingue deve compiere un lavoro supplementare. Più che seguire i percorsi apparentemente conosciuti della lingua materna, il multilingue preferisce talvolta imboccare i piccoli sentieri



boschivi, al riparo dal calore, al riparo da quella lingua, come definirla, d'importazione, straniera, d'adozione? Ciò non impedisce che alla fine di queste diverse strade ci sia sempre la stessa rappresentazione finalizzata. Se parlo di calore è perché l'analisi è, senza dubbio, una questione di linguaggio ma, soprattutto, di affetto e di pulsione. Così, il percorso si allunga «la pulsione – dice Green (1973) – è un circuito più che un legame».

Quando il poliglotta sceglie di fare l'analisi in una lingua diversa da quella della madre, egli mantiene deliberatamente la distanza, allontanandosi dalla voce dell'oggetto primario, fonte di un eccitamento troppo grande. Se il circuito è troppo corto, si rischia la sovraccarica affettiva, il corto circuito.

Che sarebbe successo se Edipo, questo celebre migrante, non avesse parlato la stessa lingua della Sfinge? Avrebbe potuto aggirare la città di Tebe ed evitare così la tragedia? Se noi accettiamo l'idea che nel corso del passaggio da una lingua all'altra, il multilingue arricchisce il tessuto del suo preconcio con altre rappresentazioni verbali, dobbiamo chiederci che ne è dei loro legami con le rappresentazioni di cosa. I due sistemi si riferiscono sempre alla stessa rappresentazione di cosa? O, al contrario, la rappresentazione di cosa viene anch'essa modificata? E che ne è dell'affetto, allora? (Tesone 1996, p. 871).

Partendo da queste domande e da alcune vignette cliniche, cercherò di seguire la singolarità dei percorsi psichici dell'affetto di un paziente che ha deliberatamente scelto di fare l'analisi in una lingua diversa da quella materna e del valore che ha assunto nel suo immaginario la *Pala di Brera* di Piero della Francesca.

## L'incontro con Luciano

Il primo incontro si svolge in francese; niente di più normale in Francia, se non fosse per il fatto che il francese non è la lingua madre di Luciano e nemmeno la mia. Nondimeno la situazione è più banale di quanto possa sembrare. In effetti, io tendo a pensare che l'analista e il suo paziente non condividano mai veramente la stessa lingua. Perché dovrebbe essere altrimenti, dal momento che non condividono la stessa madre?

Meno banale è perciò la scelta implicita di Luciano di fare l'analisi nella lingua del suo paese di adozione. Il collega che l'ha indirizzato a me ha pensato che la mia conoscenza della cultura italiana potesse essere messa a frutto nella terapia. Devo però precisare che Luciano stesso non aveva cercato espressamente un analista italofono, cosa che sarebbe stata certamente possibile in una città cosmopolita come Parigi. Nondimeno faccio sapere



a Luciano che capisco l'italiano e che lui può usare questa lingua se ne sente il desiderio o la necessità qualche volta.

L'analisi di Luciano mi ha lasciato l'impressione di aver molto viaggiato. Un girovagare non privo di piacere. Viaggio attraverso lo spazio della psiche individuale, degli interstizi del "entre-deux" (e del tra-tre) della relazione paziente-analista, degli spazi tra le generazioni, per ritornare dopo questo girovagare a una nuova prospettiva sullo spazio intrapsichico. Un nuovo topos, ma anche una nuova geografia. Viaggio anche attraverso il tempo, ritorno al passato, ritorno forse al futuro contenuto in germe in questo passato. E, soprattutto, viaggio attraverso le lingue. Quelle che abbiamo utilizzato in maniera esplicita: il francese, la lingua prevalente dei nostri scambi (quella di sua moglie, dei suoi figli) – l'italiano (sua lingua materna): solo qualche parola o frase sempre cariche di un contenuto emozionale intenso (la lingua della madre, della nonna), – l'inglese (nei rari momenti nei quali la lingua francese vacillava nella sua funzione di barriera difensiva contro una pulsionalità troppo invasiva). Quelle in filigrana ma non per questo meno presenti: la lingua di suo padre, che Luciano non parlava ma che capiva (un dialetto di una regione italiana), il dialetto della sua città natale e lo spagnolo (la mia lingua madre). Infine, la musicalità dei nostri accenti ripetitivi: il suo, a mala pena riconoscibile, il mio (che gli aveva permesso di acquisire la quasi certezza che la mia lingua madre, lo spagnolo, fosse originaria della America Latina, probabilmente dell'Argentina...per quanto di origine italiana, come suggeriva il mio cognome).

Nella trama tessuta dall'intreccio delle tante lingue, il francese ha avuto talvolta la funzione di extraterritorialità, di una *no man's land* al riparo dai conflitti, altre volte di barriera difensiva per contenere una pulsionalità percepita come troppo pericolosa, altre ancora di spazio transizionale e spesso una funzione di terziarizzazione della nostra relazione.

A casa di Luciano non c'era più un dizionario italiano. Se, a volte, doveva trovare il senso di una parola italiana, Luciano era costretto a passare dapprima per l'intermediazione di un vocabolario francese-italiano, per trovare poi la parola equivalente in francese che gli permetteva di capirne il senso. «Ho sempre bisogno di una traslazione» mi dirà. L'incontro con Luciano ha creato un campo analitico (Baranger W. E M. 1962) del tutto singolare, nel quale le mie disposizioni soggettive primarie hanno dovuto giocare un ruolo significativo per permettere (o rendere più difficile...) l'espressione di un transfert fantasmatico.

Come suggerisce Penot (1994, pp. 1593-1596) «qualcosa nell'analista verrà percepito, d'emblée, dall'inconscio del paziente come un'offerta da trasferire». Per quanto leggermente differente, questa opinione si ricollega



all'idea di Neyraut (1974) secondo il quale il controtransfert precederebbe cronologicamente il transfert.

Nella selezione del materiale clinico, che esporrò qui di seguito, ho preferito privilegiare l'asse del plurilinguismo, in particolare della lingua materna e della sua incidenza sulla relazione analitica. Esistono naturalmente altri possibili vertici di riflessione. Alcuni di questi verranno affrontati lateralmente, ma sempre dalla prospettiva di un interrogarsi intorno al linguaggio.

Sin dalla prima seduta si annuncia un movimento transferale materno intenso, che assume molto velocemente una forma arcaica. Il paziente associa l'inizio dell'analisi con il panico che ha provato al tempo della sua prima relazione sessuale con una ragazza. Luciano lascia la sua città natale e si trasferisce in Francia all'età di diciannove anni, perché vuole tagliare tutti i ponti affettivi con le ragazze. Avendo la tendenza ad affezionarsi troppo, prende la ferrea decisione di evitare ogni coinvolgimento affettivo come resistenza all'amore. Due poesie di Baudelaire che gli piacevano molto quando era adolescente ci danno la misura della sua scelta, *il vampiro* e *la metamorfosi del vampiro*. Mi dirà: «un'immagine della donna ambivalente, da una parte angelo, dall'altra demone». Si sente troppo fragile per liberarsi delle manifestazioni di tenerezza delle donne e trova che si tratti della manifestazione di qualcosa di infantile e aggiunge: «la tenerezza bordello!».

Allevato dai genitori ma anche da una nonna materna onnipotente, Luciano ha diviso la sua imago materna tra la madre e la nonna. Imago scissa in due immagini terrificanti: l'una rappresentata dalla madre, una figura spettrale non del tutto viva, né del tutto morta, che ha nutrito un rapporto di possessività vampirizzante (Wilgowicz 1991). L'altra, quella della nonna, rappresentante di un'immagine seduttrice, forma perversa di una madre sessualmente abusante. All'immagine onnipotente della madre, egli oppone un'immagine altrettanto potente – se non di più: quella non meno spaventosa della nonna. Oscillazione perpetua tra due figure femminile arcaiche terrificanti, entrambe abusanti. L'una vampirica, gelida, pietrificante, che raggelava qualsiasi manifestazione di vita. L'altra riferita a una nonna seduttiva, incestuosa, che eludeva ogni regola, in particolare quella del padre, messo in disparte, eternamente impotente di fronte al potere delle donne. L'immagine della madre era legata alla follia: si trattava di un femminile che non proteggeva dalle pulsioni, violente o disimpastate (Cournut 1993). Poiché la discendenza femminile della famiglia era obesa, disidentificarsi da questa stirpe aveva per Luciano come corollario un controllo puntiglioso del proprio peso: «evitando di mangiare, io mi curavo» mi dirà. Ma egli aveva spinto questa logica fino a mettere in pericolo la propria vita. All'età di sedici anni, si era



immerso in un regime macrobiotico che confinava con l'anoressia. Il rifiuto del femminile in lui si trovava raddoppiato dal terrore di aver ereditato la "follia" della madre.

Una logica binaria regnava nel mondo degli affetti familiari della sua infanzia: «se facevo piacere a mia madre, rendendomi disponibile ogni volta che lei voleva, trascuravo mio padre. Se esprimevo il mio amore per lui, era lei che tradivo. Mio padre è cattivo, mia madre buona. Questa è l'idea che credevo di avere da bambino, non so se mia madre vi ha contribuito, ma so che mia nonna di certo lo ha fatto. In segreto mi raccontava delle cose che ora mi offendono. Per esempio, che nella prima notte di nozze dei miei genitori, mio padre era stato un porco, brutale, sessualmente perverso. Dietro questa idea, c'era quella più generale che non solo mio padre, ma tutti gli uomini fossero così. Ciò non corrisponde all'immagine che, da adulto, ho avuto di mio padre, ma l'immagine che mi ha trasmesso mia nonna ha senza dubbio segnato il mio rapporto infantile con lui».

Così si esprimeva la contraddizione nella quale Luciano era imbrigliato: se affermava la sua virilità, diventava inesorabilmente l'uomo tanto disprezzato dalla nonna. Accedere al "mondo ragionato" del padre diventava allora per lui il solo modo di abbandonare il "mondo irrazionale" della madre. L'immagine che Luciano si era forgiato del padre oscillava dalla visione di un uomo dolce, gentile, giusto, ma eternamente impotente di fronte al potere delle donne, a quella di un uomo potente, ma brutale, più vicino al racconto della nonna, e la cui violenza sessuale poteva ritorcersi contro se stesso.

Nel corso della prima seduta Luciano riportò un ricordo infantile. Mi spiegò che per ragioni di lavoro il padre doveva assentarsi da casa regolarmente per molte notti a settimana. «Io andavo a dormire con mia madre. Sensazione estremamente forte delle sue gambe che cercavano le mie sotto le coperte. Ancora oggi, io provo un gran piacere quando mi sveglio, a strofinarmi i piedi l'uno contro l'altro». L'immagine di una madre pulsionale ipereccitante, di solito legata alla nonna, resterà a lungo scissa, "in sofferenza". L'imgo materna che prevale è quella della madre mortifera-mortificata.

Luciano e suo fratello dovevano evitare di contrariare la madre, apparentemente malata di cuore. "*Fai il bravo con la mamma*" (in italiano nel testo originale francese [n.d.t]) gli diceva il padre, una frase banale che Luciano aveva interpretato come ingiunzione a sottomettersi a tutti i desideri materni, ad essere l'oggetto fallico della madre. Non farlo avrebbe potuto comportare la morte di lei e anche la propria, perché questa madre, per quanto spesso triste e spenta, poteva, con un voltafaccia repentino, espl-



dere di collera, provocando la caduta del figlio, la morte. La paura di morire s'intrecciava con il racconto degli aborti spontanei della madre. «Voi avreste dovuto essere cinque» dichiarava la donna, alludendo a tre aborti spontanei. «Dunque ce ne sono tre dispersi» concludeva Luciano. Essendo riuscito ad essere il preferito della madre, era costretto a comportarsi con una «saggezza esemplare» per conservare il proprio posto sul piedistallo ma anche, e soprattutto, per restare in vita. Luciano era affascinato dalla storia che la madre gli aveva narrato sul destino di Lucifero, *La caduta degli angeli ribelli*. «Lucifero – gli aveva raccontato la madre – era il più bello e il preferito di Dio, ma era precipitato nell'inferno». Luciano temeva non solo di subire la stessa sorte di Lucifero, ma soprattutto di seguire il destino di quei tre bambini spariti, anch'essi «caduti». «Per me non era Dio il padre, ma Dio la madre». Né poteva rassicurarlo il calendario illustrato, appeso alla parete di casa sua, che raffigurava vari episodi dell'*Inferno* di Dante. «Ci sono alcune di queste immagini che sono scolpite nella mia mente, in particolare quella di alcuni uomini che emergono solo con la testa dal ghiaccio, come da un lago gelato. Io pensavo che l'inferno fosse fuoco, non sapevo che ci fossero anche dei luoghi freddi».

Tale era il paradosso del bambino edipico che Luciano era stato: se sedurre la madre avrebbe scatenato probabilmente i fulmini del padre, non sedurla non avrebbe provocato la propria morte?

Così Luciano arriva ad eccellere nell'arte di sedurre. «Sedurre è per me vitale» mi dirà un giorno. Sarà il preferito della madre, dei professori a scuola, avrà persino una storia d'amore con una professoressa del liceo. Per Luciano la questione del sesso degli angeli non è una semplice discussione accademica, essa rinvia alla paura dell'influenza materna (Pragier 1986). Paura che si ripercuoterà molto spesso sul transfert durante tutto il corso della terapia. La lingua italiana e i suoi riferimenti culturali sono stati così utilizzati per sedurmi difensivamente, restando però vivi per i loro intrecci con la vita immaginaria del paziente.

Luciano era rimasto molto colpito dalle tante raffigurazioni di «Madonna con bambino» che aveva visto da piccolo. La Madonna regnava sempre, tenendo il bambino stretto tra le sue braccia. Di tutte le Madonne, quella che aveva cristallizzato il suo desiderio era senza dubbio una riproduzione di un dipinto di Piero della Francesca, la *Pala di Brera*. Questo quadro costituiva il supporto immaginario privilegiato del suo legame con la madre. Il dipinto raffigura Maria Vergine seduta in una chiesa con il bambino in braccio. La diade è contornata da sei santi, da quattro angeli e dal donatore. La Madonna, che ha il viso ieratico, tiene il bambino Gesù tra le braccia. Un uovo misterioso pende dal soffitto dell'abside e per un effetto pro-



spettico sembra situato esattamente al di sopra della testa della Madonna. Il bambino ha gli occhi chiusi e sembra sul punto di cadere dalle ginocchia della Madonna. Luciano mi dice che l'uovo gli ha sempre fatto pensare alla relazione con sua madre. Nel quadro, pensava, «è inconcepibile che l'uovo possa essere rotto. Anche di questo io mi vergogno un po', del non sapere mettere i baffi come con la *Gioconda*. Si potrebbe immaginare un uovo rotto nel quadro di Piero della Francesca, ma non sono molto dotato come iconoclasta».

Luciano, secondo le sue stesse parole, "poco dotato come iconoclasta" non potendo "mettere i baffi", introdurre un terzo nella relazione intima, incapsulata, con la propria madre, non troverà altra via di uscita che la scissione e la rimozione, raddoppiate dal cambiamento di lingua. Per non rompere l'uovo, Luciano "lascierà" il bambino divino alla madre, ad un tempo rapimento edipico e offerta alla potenza materna. E sarà "senza il bambino" che passerà dall'altra parte delle Alpi, perché l'infante non avrà diritto di cittadinanza in Francia. E a questo proposito l'analisi si fa inquietante, denunciando la scissione e ricordandogli che il bambino che è in lui è sempre rinchiuso all'interno dell'uovo: il guscio dovrà essere infranto se Luciano vorrà veramente uscire dal legame fusionale con la madre. Questa impossibilità di rompere l'uovo era rafforzata dalla paura che la madre potesse morire. *Mors tua vita mea*, mi dirà in seduta. Il quadro rappresenta una Vergine di Pietà: Maria e il suo bambino, con il corpo addormentato o inanimato, prefigurano la Passione. L'immagine preannuncia il dolore. Il quadro, che rinvia alla sofferenza della croce, alla morte e alla redenzione, mette Luciano di fronte al dolore della separazione dalla madre, vissuta come la morte di uno dei due. Per restare vivo, ma anche per conservare il proprio rapporto privilegiato con lei, l'uovo deve restare intatto. L'uovo rappresenta nell'iconografia cristiana ad un tempo la fertilità e l'immacolata concezione (Réau 1957). Evitare la lingua italiana giustamente permette a Luciano di conservare sullo sfondo questa relazione incapsulata, dove non c'è spazio né per un terzo, né per la scena primaria.

Se la pittura era indissolubilmente legata alla madre, la scultura lo riavvicinava a suo padre. Luciano pensava che la scultura fosse più sincera, che avesse un aspetto più rude, più franco. Da bambino, il ricordo di un viaggio a Firenze con il padre gli aveva dato la speranza di potersi identificare con lui. Quando Luciano si era sorpreso del fatto che la statua di Nettuno avesse "i peli sul sesso", il padre lo aveva rassicurato dicendogli che più avanti avrebbe rimasta a lungo preclusa a Luciano, così tanto tempo perché il segreto dell'uovo non poteva essere infranto.



Durante il primo anno d'analisi, Luciano fa il "bravo" con me. Ed io, per parte mia, provo un certo piacere nello svolgere un'analisi plurilingue. Così Luciano mette la ricchezza delle sue associazioni, della sua vita fantasmatica, della sua cultura, ma anche l'impiego intermittente della lingua italiana al servizio dei tentativi di seduzione a me rivolti.

Il secondo anno d'analisi inaugura un ciclo che io definirei il periodo del "Don Giovanni", per quanto frequenti sono stati i riferimenti all'opera di Mozart. Questo periodo corrisponde a un cambiamento nel legame transferale prevalente. «Con la morte di mio padre, ho perso l'ultima occasione di essere punito» mi dirà in un'onnipotenza edipica non priva di angoscia. Nelle sue associazioni io vengo vissuto talvolta come il Don Giovanni, talaltra come il Commendatore. Come Don Giovanni – maestro del desiderio femminile – si presume che io sia più forte delle sue imago femminili terrificanti. Devo allora proteggerlo dallo charme femminile e proteggermi a mia volta dalle sue lusinghe. Come il Commendatore, ci si aspetta che io lo punisca, che metta fine al suo godimento di seduttore-sedotto inveterato. Gli occorre forse, attribuirmi una grande potenza...per meglio contestarla o per goderne di più. Perché la potenza virile che egli mi attribuisce non è esente – in nome della punizione – da timori e desideri omosessuali. Luciano vive allora un periodo di forte aggressività verso di me: dubita delle mie competenze, critica l'ubicazione del mio studio, del mio nome sulla porta d'ingresso, ecc...

Egli associa il mio nome, Juan Edoardo, e il mio cognome, Tesone, che pronuncia "all'italiana" a due scrittori latini, i cui nomi sono anch'essi composti di tre parti. Il primo, Virgilio (Publio Virgilio Marone). Il secondo, Ovidio, (Publio Ovidio Nasone). *Marrone*, nel dialetto della sua città, significa testicolo. *Nasone*, in italiano, vuol dire un grande naso. «In entrambi i casi, due parole che mi facevano ridere molto quando ero bambino. Questo bisogno di difendermi da lei ridicolizzandola. Nella *Divina Commedia*, Virgilio salva Dante dalle tre belve all'entrata dell'Inferno e poi lo guida nella visita dell'Inferno. Mi ricordo una frase, "Tu sei il mio maestro e il mio autore" [in it. nell'originale]». Io gli dico che la deformazione del mio nome e la sua allusione alle parti genitali sono un attacco a ciò che farebbe di me un maestro, per quanto egli possa pensare che se mi considera un maestro io potrò salvarlo dall'inferno. I desideri parricidi innescano allora in Luciano un'intensa angoscia di castrazione.

Fa un sogno che diventa molto eloquente quando Luciano introduce le associazioni in italiano: è nel mio studio e vede un tavolo. Si accorge che il tavolo è un po' sbilenco. Per ripararlo, prova a passare un cero lungo tutta la scanalatura. Egli associa *tiroir* (cassetto) con *pene* (cazzo) e piccolo pe-



30  
ne (cazzetto) e si ricorda l'espressione di un compagno di liceo: "mi è caduto il pennelletto, mi è caduto il pene nel letto" [in it. nell'originale].

Luciano inizia a parlare della relazione difficile, violenta, tra suo fratello e la madre. Il fratello era stato uno degli angeli caduti, precipitati all'inferno. Era stato costretto a mostrarsi eccessivamente gentile con la madre per non contrariare una donna fragile "di porcellana"... e poi, precisa, è la parola "porcellona" che mi è venuta in mente subito dopo.

Luciano parla di una foto sua e del fratello. In quella foto, in cui sono entrambi sorridenti, si assomigliano molto, secondo lui. La madre trova che nella foto Luciano abbia un viso dolce... diversamente dal fratello. Luciano non è d'accordo e mi dice: «Ma tutti i bambini di dieci anni hanno il viso dolce!» e associa ad un film nel quale due fratelli si danno una mano per "difendere meglio la propria madre".

Io gli domando: «Per difenderla meglio, o per difendersene meglio?». Luciano risponde: «L'idea che mi viene è che mio fratello ed io abbiamo avuto due possibilità: riconoscere che nostra madre era pazza per difenderci meglio, o assecondarla nella sua follia, come se niente fosse. A casa nostra tutti cercavano di nascondere che nostra madre era folle. Era necessario che anche noi assumessimo la forma psichica dei suoi deliri perché lei non si rendesse conto di essere pazza. Mi viene in mente una leggenda siciliana: la storia di una famiglia nobile alla quale era nato un bambino nano. I genitori riempiono il giardino di nani. Assunsero persino dei servitori nani. Così, il bambino non vedeva che nel mondo c'erano altre cose oltre ai nani...».

Lo stato di avvilito di Luciano mi fa prendere coscienza del fatto che anche io, in questo periodo dell'analisi, nel mio controtransfert, mi sono sentito simile a uno psicoanalista nano, impotente, identificato, io penso, con il bambino che Luciano era stato, in una situazione di smarrimento di fronte alla potenza dell'influenza materna. Tenendo conto delle sue associazioni, ma anche del mio vissuto controtransferale, gli dico, poco prima della fine della seduta, che si sarà sentito simile a un nano di fronte a una madre vissuta come tanto potente nella sua fragilità.

Luciano osserva che sta facendo l'analisi, una disciplina creata da un austriaco, in Francia, un paese che lui considera una nazione del nord. Mi fa il fatto che la psicoanalisi appartenga a un mondo non latino lo rassicura. Mi dirà che la psicoanalisi fa parte di «quell'ampia scelta di armi da cui mi difendo...», poi rettifica: «di cui cerco di fornirmi per difendermi». Consapevole del suo lapsus, aggiunge che io sono per lui un personaggio ambiguo. Nella sua mente la psicoanalisi non esiste in Italia, anche se sa perfettamente che ciò non è vero. Egli pretende che la psicoanalisi non faccia parte



degli strumenti culturali di un intellettuale italiano, anche se ammette di non voler sapere se ha torto o ragione. Poi ritorna sull'ambiguità del mio ruolo. «Formato in una disciplina non latina, lei stesso è il prodotto della cultura latina, della lingua spagnola, parla l'italiano e probabilmente ama l'Italia». E dice: «È la prima volta che mi pongo il problema del suo rapporto affettivo con l'Italia. Ce l'avrei comunque con lei, sia che la amasse, sia che non le piacesse. Sono come i bambini che vogliono essere i soli ad amare la madre, ma anche i soli a detestarla».

Poi s'interroga sulla mia attrazione per la pittura etrusca (le pareti del mio studio sono decorate con riproduzioni di affreschi delle tombe di Tarquinia). «Per un verso, io le perdono il fatto di amare l'Italia, perché l'Italia che piace a lei è sottoterra, morta e sepolta. È fuori dai circuiti turistici abituali. Gli italiani di oggi ignorano questa Italia. È come se io le dessi il permesso di amare l'Italia, ma non quella odierna».

Poi si ricollega alla seduta del giorno prima nella quale aveva pensato di non essere sempre inattaccabile...e aggiunge, in italiano, "*invincibile*". E mi spiega, a proposito di questa parola, che *vincere* [in it. nell'orig.] non ha affatto lo stesso significato di battere. In *vincere* c'è l'idea del legame, dell'incatenare, dell'assoggettare qualcuno. Dice: «Vorrei che non potesse dominarmi nessuno, legandosi a me». Io gli faccio notare che vorrebbe che la disciplina della regione di suo padre non entrasse in contatto con l'Italia materna; che bisognerebbe evitare che esse s'incontrino. Luciano mi confida un pensiero della vigilia riguardo ai suoi figli: «Proteggerli da mia madre...sarebbe stato uguale se ci fosse stato mio padre?». Poi mi fa un lungo racconto nel corso del quale immagina suo padre con i nipoti ed esclama: «Che buon nonno sarebbe stato mio padre!». Io intervengo di nuovo, questa volta per sottolineare che, indipendentemente dal fatto che suo padre avrebbe potuto essere un ottimo nonno nella realtà, è forse per lui preferibile farlo arretrare di una generazione, di escluderlo dall'incontro sessuale con la madre. Questa difficoltà a concepire la scena primaria è profondamente legata all'estasi di Luciano davanti all'uovo del dipinto di Piero della Francesca, il simbolo cristiano dell'immacolata concezione.

Nell'amore come nell'odio, Luciano vuole essere sicuro di essere il solo ad occupare le valenze della madre. Mi da il permesso di amare l'Italia antica, fuori dal tempo, ma anche fuori dallo spazio (al di fuori dei circuiti abituali). *Invincibile* rinvia, in maniera evidente, all'onnipotenza edipica. Promuovere il padre a nonno è una manovra ben nota della strategia edipica, di quella "ampia scelta di armi" alla quale Edipo può fare ricorso. Ma la polisemia di *invincibile* assume valore solo a partire dal termine italiano (che include il *vincolo*, il legame): riuscire a non legarsi, a non stabilire legami che



potrebbero incatenare, assoggettare. Così, intorno al termine *invincibile*, condensa, mi sembra, tutta la carica affettiva della problematica edipica di Luciano e il fondamento materno terrificante. L'alternanza dei transfert, materno e paterno, nel corso della stessa seduta, non ne è forse la prova? Come afferma Couvreur (1993), il complesso di castrazione «riposa in effetti, per entrambi i sessi, su un fondamento di moti oscuri riguardo alla madre: l'angoscia di castrazione limita a una "piccola" parte del corpo, altamente investita ed eccitabile, l'angoscia di uccidere/di essere uccisi da lei».

### La lingua biforcuta o il potere fallico della lingua

Luciano mi racconta un incubo: «Arrivavo in una zona di scavi archeologici. Non ero andato lì per compiere degli scavi, non era quello il mio scopo. Tutte le persone che partecipavano agli scavi avevano una targhetta con il proprio nome. Io mi sedevo e un enorme serpente a sonagli<sup>2</sup> mi si avvicinava e si avvinghiava alla mia gamba. Io ero preso dal panico, mi dicevo che era giunto il momento della mia morte. Il serpente mi mordeva all'altezza del sesso. A questo punto mi sono svegliato in preda all'angoscia».

Luciano associa il serpente alla pubblicità di una penna dove si vede un serpente cobra...reso ancora più temibile dalle scaglie di plastica che lo ricoprano. Poi fa delle associazioni sul verbo italiano *suonare*, nell'accezione di suonare uno strumento musicale e sul gioco di parole di un personaggio di *Un amore di Swann*, che parla di un serpente "a sonate" (alludendo a qualcuno che suona il pianoforte)...Luciano si accorge che *sonnette* è l'anagramma del mio cognome, che sta scritto proprio sopra il campanello della porta di ingresso del mio studio. Questa scoperta lo irrita e un po' infastidito mi chiede che ci sto a fare io in questo sogno. Pronuncia il mio nome all'italiana. Mi ricorda che nel messaggio della mia segreteria telefonica, io lo pronuncio alla francese, cosa che lo irrita, come la mia appartenenza alla cultura ispanica e aggiunge «come se, per me, lei fosse italiano...».

Luciano mi confida di essersi chiesto all'inizio dell'analisi se io fossi italiano: «E se, per caso fosse italiano mentre io sto facendo un'analisi in francese...? Non ho mai osato parlare in italiano, giusto una parola, qualche frase. Su di lei, avevo delle perplessità: fino a che punto, mi chiedevo, lei capiva l'italiano, in che misura io volevo parlare italiano. La lingua italiana è un

2. In francese "serpent à sonnettes". Il gioco di parole successivo che l'autore fa in riferimento alla parola *sonnettes* [sonagli, ma anche campanello, suoneria] non è riproducibile in italiano [N.d.T.].



lingua con la quale non mi sento francamente a mio agio. Ho l'impressione che l'italiano suoni come una lingua artificiale, scolastica, senza sorprese, tutto sommato noiosa. Quando sono arrivato in Francia, le mie opinioni espresse in francese risultavano molto più nette che in italiano. Dovevo dire in poche parole tutto quello che pensavo. Ho perso o ho guadagnato qualcosa nel fatto di parlare francese? Per me, la Francia rappresenta la vita adulta e l'Italia la mia infanzia e l'adolescenza. Per me, leggere l'italiano resta qualcosa di più ludico, come un giocattolo meraviglioso e, per questa ragione, ho molti problemi a concentrarmi». Poi gli viene in mente un suo amico, un professore di filosofia del liceo, al quale egli aveva intimato più volte di chiudere il becco.

Io gli dico che questo è quello che lui vorrebbe fare al serpente a sonagli. Luciano precisa che nei film western che guardava da ragazzo, gli indiani utilizzavano l'espressione "*avere la lingua biforcuta*" [in it. nell'orig.] per dire a qualcuno che mentiva, che usava un doppio linguaggio. Si domanda: «Sono migliore quando parlo in francese o in italiano?» (quesito che si pone in rapporto a me). Prosegue chiedendosi se si trova più simpatico in francese o in italiano. Dice che la mia conoscenza della cultura italiana mi rende ai suoi occhi più simpatico, ma anche più minaccioso.

Intervengo dicendo che il mio bilinguismo francese-italiano, "la mia lingua *biforcuta*" è vissuto da lui come minaccioso, in particolare per la sua virilità. Luciano osserva che fin dall'inizio ha evitato la lingua italiana e mi dice: «Nel sogno, lei era il serpente...dunque la minaccia viene dalla bocca... il potere della parola. Per me, la padronanza della lingua italiana apparteneva alla famiglia di mia madre. Loro disprezzavano mio padre...perché aveva delle difficoltà a scrivere una lettera. Mio padre non aveva una padronanza dell'italiano nelle sue sfumature formali. Ogni volta che doveva scrivere una lettera, discuteva con mia madre. Con mia moglie mi sono trovato nella stessa situazione di mio padre con mia madre. Sento sempre il bisogno di ricorrere a lei per il controllo delle mie lettere. Ma spesso ho la sensazione che i cambiamenti che lei vi apporta modifichino il contenuto di quello che ho scritto. Questo mi fa arrabbiare e invece di smorzare gli angoli...». Luciano mi chiede: «Si può dire così?» e, senza attendere veramente una risposta (sa che non arriverà), aggiunge: «No, io credo che si dica arrotondare gli angoli». Pensoso, precisa che in italiano si utilizza la parola *smussare*. Associa *smussare* con *musa*, che vuol dire asina o mula nel dialetto di suo padre. Aggiunge che in una commedia di Goldoni, un aristocratico dice di abbeverarsi alla sua *mussa* (alla sua fonte) e Arlecchino gli risponde che anche lui è stato allevato dalla sua *musa* (la sua asina). Luciano cita ancora la commedia di Goldoni, dicendomi che Arlecchino, dietro l'aria da sempliciotto, nasconde



una grande intelligenza, che questo personaggio, inizialmente un po' ridicolo, finisce per mettere alla berlina gli aristocratici. E precisa: «L'immagine che ora ho di mio padre corrisponde a quella di Arlecchino. Non è un caso che Arlecchino parli in dialetto. Nella mia relazione affettiva con lui, mio padre ha trionfato sul tentativo della famiglia di mia madre di ridicolizzarlo. Per quanto io sia stato influenzato da mia nonna, da adulto, l'opinione che ho di mio padre, è cambiata. Mio fratello ed io, abbiamo molto rispetto per lui». In una seduta successiva, Luciano torna a parlarmi di Arlecchino e del suo uso del dialetto che ha la funzione di sminuire l'orgoglio degli aristocratici pretenziosi che, loro sì, parlano in italiano.

Nel sogno la rappresentazione del serpente dotato di una lingua biforcuta è una doppia rappresentazione fallica che condensa, sull'esempio della Madonna, dusa, diniego e angoscia di castrazione. Luciano ha paura del mio potere fallico, ma in un transfert materno nel quale assume una posizione passiva omosessuale in rapporto all'imgo fallica materna (come suggerisce Danusso, 1964). Se la madre possiede un pene (che ha rubato al padre), Luciano non può allora pensare di negare le differenze tra i sessi. Ciò non impedisce che egli abbia paura di subire – proprio come suo padre – il destino dell'uomo castrato dalla madre. Dopo avermi spiegato di dover ricorrere all'aiuto della moglie per tutto ciò che concerne gli aspetti formali della lingua, Luciano mi rivolge la domanda, "Si può dire così?". In questo modo, in un primo movimento transferale che assume un carattere fallico materno, Luciano mi aspetta da me che io gli doni il fallo, temendo che io m'impossessi completamente del suo. In un secondo movimento transferale, questa volta a carattere paterno, Luciano fa intervenire l'altra lingua come supporto di terzietà e di una identificazione possibile con un'imgo paterna valorizzata. La terzietà nella relazione di Luciano con me è vettorizzata dalla lingua francese, la lingua che, a suo dire, ha assunto per lui "un carattere più netto" in opposizione al "giocattolo meraviglioso" rappresentato dall'italiano, equivalente masturbatorio a carattere incestuoso. Dal punto di vista della propria angoscia di castrazione, Luciano si chiede "ho perduto o guadagnato qualcosa dal fatto di parlare in francese"?

Progressivamente, il suo legame transferale col padre si ammorbidisce e la sua ricerca di prossimità si libera del bisogno di punizione violenta. Un giorno, criticando il padre che non apprezzava i palazzi dei quartieri nobili della sua città natale, Luciano dirà: «Se dovessi tradurre in francese quello che sento, direi che mio padre era un conformista, un piccolo borghese che ha comprato una casa nuova invece di interessarsi all'architettura antica». Gli domando perché sente il bisogno di dirmi che sta traducendo. Mi risponde: «Le parole che mi vengono in italiano, non ho voglia di applicarle».



a mio padre. Come se le parole in francese non potessero toccarlo. In italiano, queste corrispondono alle parole che mia nonna proferiva su di lui. Io non voglio condividere con mia nonna questi pensieri espressi in italiano. Se devo pensare che mio padre era un pover'uomo, bisogna che si tratti di un'idea mia. E questa idea non deve toccare l'amore che provo per lui. Mi impedisco di pensarlo in italiano perché così non mi appartiene completamente. Come se il francese fosse una lingua che avessi inventato a mio uso e consumo».

Compare un'affettività differente, mediata attraverso le avventure di Corto Maltese, un eroe dei fumetti il cui autore, Hugo Pratt, era stato l'idolo della sua adolescenza. Luciano mi parla di una storia intitolata *Tango* che si svolge a Buenos Aires e mi spiega che è solo da poco che riesce ad ascoltare il tango, «come se non avessi voluto avvicinarmi a questa musica per paura di amarla».

Io gli faccio notare che probabilmente ha avuto paura di amare il tango, vale a dire una musica che lo avvicina a me, così come ha avuto paura di amare suo padre in passato. L'eroe di Hugo Pratt, anche lui un italiano vissuto a lungo in Argentina, sembra essere allora un mediatore di affetto tra lui e me. Luciano sembra ormai capace di abbandonare un'omosessualità primaria, fusionale e indifferenziata – fonte di angoscia – a beneficio di un'omosessualità edipica nella quale l'amore omosessuale include la relazione ternaria e apre alla bisessualità psichica (Denis 1984).

Così, il legame interno con l'imgo materna, che ha impedito a Luciano di appropriarsi dell'eredità simbolica paterna, sembra essersi in gran parte ricomposto. Si è messo in moto un processo di cambiamento che ha reso maggiormente possibile l'identificazione con entrambi i genitori e con la propria soggettività sessuata. Ricordiamo a questo proposito le parole che dicono M. e J. Cournut (1993): «*l'horror feminae* si trasfigura in capacità di identificazione bilaterale e reciproca sotto l'impronta della bisessualità psichica».

### **Commento: l'affetto in movimento o l'uovo spaccato**

*Ibis, redibis, non morieris in bello* (andrai, tornerai, non morirai in guerra).

*Ibis, redibis non, morieris in bello* (andrai, non tornerai, morirai in guerra).

La frase è tratta dal *Chronicon di Alberico delle tre Fontane* (XIII secolo), come esempio dell'ambiguità degli oracoli. Senza punteggiatura la frase si presta a due interpretazioni diametralmente opposte. Grazie a questa ambiguità, gli oracoli si riservavano la possibilità di un'interpretazione alternativa.



Come nel caso dell'assenza di punteggiatura, il passaggio attraverso una lingua straniera può avere lo scopo di introdurre l'ambiguità nella profezia degli oracoli.

Ogni volta che Luciano si è servito di parole italiane, queste, particolarmente sovradeterminate, rinviavano, secondo me, a un'altra polisemia, diversa dalle parole corrispondenti in lingua francese e, soprattutto, dotate di una carica affettiva diversa. Questo affetto, levando l'ambiguità della lingua straniera, aveva la funzione di rappresentante. L'uso esclusivo della lingua italiana avrebbe senza dubbio reso impossibile l'analisi di Luciano, costringendolo a fronteggiare in maniera troppo diretta una sovraccarica affettiva che avrebbe avuto il valore di effrazione di un sistema di rimozione vacillante. Così, in un doppio movimento, disseminando il suo discorso di qualche parola in italiano, con l'aiuto di un procedimento che definirei di "piccoli passi", Luciano cercava di sedurmi, aspettandosi da me che contenessi, mantenendo la barriera all'incesto, la sua pulsionalità, vissuta come troppo minacciosa.

Il passaggio attraverso il francese, con l'uso sporadico di parole italiane, ha avuto una funzione equivalente a quella proposta da Freud nel suo articolo sulla negazione (1925). Non si tratta tanto del "non è lei mia madre", come nello esempio di Freud, ma piuttosto del "mia madre è mia madre...ma non è mia mamma [in it. nell'orig.], dove la negazione resta implicita, per il fatto del passaggio attraverso l'altra lingua. A mio avviso, questa è una delle strade che può imboccare l'elaborazione del negativo descritta da Green (1993). «Si vede bene come la funzione intellettuale, dice Freud, si separi qui dal processo affettivo...ne risulta una sorta di accettazione intellettuale del rimosso, mentre persiste ciò che è essenziale nella rimozione». Ciò permette di sollevare la barriera della rimozione pur conservandola. Il rimosso e, in particolare, il rappresentante-affetto, si avvicina così alle sponde dell'analisi attraverso le piccole onde tranquillizzanti della lingua straniera e non attraverso i marosi della lingua materna.

«Freud non si riferisce ai sistemi di parole delle differenti lingue conosciute da uno stesso soggetto» osserva de Urtubey (1998). «Possibile che egli pensi che ne esista solo uno per tutte le lingue? Un sistema che si amplifica quando se ne imparano di nuove? O si tratta piuttosto di svariati sistemi chiusi, separati? O uniti tra loro da rapporti? Freud non ce lo dice» conclude l'autrice. Ben inteso, bisognerebbe esaminare queste questioni tenendo conto delle singolarità rispettive del plurilinguismo e del poliglottismo. Comunque stiano le cose, si tratta di questioni molto spinose. Sebbene il sistema associativo delle rappresentazioni verbali sembri a Freud un sistema chiuso, ne *L'interpretazione delle afasie* egli precisa nondimeno che esso sembra comunque "capace di estendersi". L'acquisizione di una nuova



va lingua farebbe parte di questa capacità di ampliamento del sistema associativo delle rappresentazioni verbali?

Alla luce di queste annotazioni, mi sembrerebbe legittimo ipotizzare che le parole della lingua straniera, per il poliglotta, vengano ad aggiungersi come un doppio sistema di rappresentazioni verbali (come sovrassociazioni) con una relativa indipendenza rispetto al complesso associativo della lingua materna, pur conservando con esse un sistema di vasi comunicanti.

Se noi accettiamo l'idea che il multilingue arricchisce il tessuto del proprio preconcio con altre rappresentazioni verbali, che ne è dei loro legami con le rappresentazioni di cosa? I due sistemi si riferiscono sempre alla stessa rappresentazione di cosa? O, al contrario, la rappresentazione della cosa cambia anch'essa?

«Il sistema *Inc.* – dice Freud (1915, p. 85) – contiene gli investimenti che gli oggetti hanno in quanto cose, ossia i primi e autentici investimenti oggettuali». Oggetti di che? La risposta non ammette dubbi, afferma Green (1980): della pulsione e, aggiunge, della passione. E qual è l'oggetto della passione per eccellenza, se non l'oggetto edipico? Che il sistema associativo delle rappresentazioni di cosa sia un sistema aperto, vale a dire che possa arricchirsi di continuo, è ben noto. Ma le rappresentazioni della parola "madre" e "mamma" rinviano alla stessa rappresentazione di cosa inconscia? O, piuttosto, a due rappresentazioni di cosa distinte? Noi siamo tentati di rispondere che si è creato un piccolo scarto tra le due rappresentazioni che fanno comunque parte dello stesso complesso associativo. E se è vero che questo scarto esiste, ci si può domandare di che cosa esso sia il prodotto. Ciò che mi sembra essenziale nella creazione di un simile divario è che la rappresentazione di cosa inconscia venga investita differentemente dal rappresentante-affetto della pulsione.

Come fa la rappresentazione inconscia della cosa a diventare preconcio? «Il sistema *Prec.* nasce – dice Freud (Ibidem) – dal fatto che questa rappresentazione di cosa viene *sovrainvestita* (corsivo mio) in seguito al suo nesso con le relative rappresentazioni di parola». L'investimento della rappresentazione verbale non avviene per un allentamento dell'investimento della rappresentazione di cosa inconscia, a detrimento di questa. Al contrario, c'è un sovrainvestimento della rappresentazione di cosa. La rappresentazione verbale è legata al sovrainvestimento della rappresentazione di cosa, in una relazione di corporeità primaria. Anche se la rappresentazione conscia comprende «la rappresentazione di cosa più la rappresentazione di parola corrispondente» (Freud 1915, p. 85), è importante sottolineare, come dice Rizzuto (1989) che «per Freud la parola e la rappresentazione d'oggetto non sono entità ma processi attivi».



A mio avviso è necessario che l'apparato psichico possa ammettere, rare il sovrainvestimento della rappresentazione di cosa, perché il legame la rappresentazione verbale e la rappresentazione di cosa possa stabilirsi, altre parole, per permettere un lavoro di simbolizzazione.

Se il sistema della barriera protettiva non può fissarsi in modo corretto se l'Io-Pelle (Anzieu 1985) non è più un mediatore, la lingua materna ha più la funzione transizionale.

Il sovrainvestimento necessario per legare la rappresentazione alla rappresentazione verbale rischia di far fondere la connessione prima che la simbolizzazione abbia avuto luogo. Ricordiamoci di Wolfson (1970) "lo studente delle lingue schizofreniche", come lui stesso si definiva, e dei suoi tentativi disperati di inventare nuove lingue per festeggiare il suo vissuto di intrusione materno. Lingue che restavano un privato, che erano incapaci di simbolizzazione.

Per Luciano, al contrario, la lingua straniera contiene, come una pelle, il troppo pulsionale delle parole materne e il suo pendant, il troppo del super-Io paterno, rendendo l'involucro sonoro analitico tollerabile, condizione necessaria perché l'analisi diventi feconda. Il filo tra la rappresentazione di parola e la rappresentazione di cosa si è mantenuto: esso si giustamente allungato.

La nuova rappresentazione della cosa "madre", meno investita pulsionalmente, ammette più facilmente un sovrainvestimento che la lega alla rappresentazione della parola "madre". È mediante il passaggio attraverso la rete del complesso associativo che si può accedere al legame tra la rappresentazione della cosa "mamma" [in it. nell'orig.] e il suo concomitante verbale. Ricordo il già citato Green che afferma «La pulsione è un circuito più che un legame» (1973).

Sempre parafrasando Green, ricordiamo che la modalità di sviluppo tipica dell'affetto è la diffusione, la quale può, oltre un certo limite, invadere completamente l'Io, provocando la paralisi dell'espressione verbale, persino la disorganizzazione della catena del discorso. La capacità simbolizzante dell'affetto, oltre al doppio rovesciamento (sulla persona stessa e nel suo contrario) dipende dal suo legame con un rappresentante ideativo. A proposito di questo movimento continuo in cerca di simbolizzazione, si potrebbe dire che il rappresentante-affetto della pulsione è *pirandelliano*. Come nei *Sei personaggi in cerca d'autore*, esso è alla ricerca di una rappresentazione. L'incontro può avvenire a condizione che la rappresentazione di cosa non induca un timore incestuoso troppo intenso. Altrimenti si verifica la trasformazione in angoscia. Non è possibile comprendere la dialettica tra la rappresentazione di cosa e la rappresentazione di parola se non



si fa riferimento al processo ternario di significazione che trova un senso nella posteriorità della risignificazione edipica.

La lingua italiana e l'uso selettivo che Luciano ne faceva, rinviavano spesso nel suo transfert alla discendenza materna e alla sua relazione incapsulata con l'imago materna (l'uovo di Piero della Francesca). L'immagine dell'uovo nella pala del pittore italiano del XV secolo aveva provocato in Luciano un profondo rapimento. «I discorsi più eloquenti sono quelli più infarciti di immagini» (Rousseau 1781). L'estasi segreta faceva sì che egli conservasse l'italiano incapsulato come lingua di scambio esclusivo con sua madre, lingua della madre divenuta per lui la lingua della fusione prima del terzo. È stato lacerante per Luciano immaginare che l'uovo dovesse essere rotto e che il viaggio al di là della frontiera non fosse una garanzia *di per sé*. Che egli non avrebbe potuto uscire dal suo guscio se non identificandosi con il padre. Questo padre squalificato dai discorsi della madre e dai racconti della nonna ascoltati in italiano. Luciano ha dovuto attraversare le Alpi, ha dovuto costruirsi un nuovo guscio sonoro in una lingua straniera, tenere a distanza la lingua della madre e della nonna, concepire una scena primaria non più distruttiva come quella che conservava dentro di sé, indotta dalla nonna, ma portatrice di creatività. Accettare di esserne escluso, per poter infine accedere al proprio padre, permettendosi in tutta libertà di identificarsi pienamente con lui.

Nel percorso transgenerazionale della mia storia, la lingua italiana rinvia alla discendenza paterna, impronta che Luciano aveva riconosciuto nel mio cognome. Non è stato certo un caso se Luciano, all'inizio dell'analisi, in momenti di intensa rivalità edipica, ha attaccato il mio cognome, talvolta per ridicolizzarlo (come nel ricordo di *marrone* e *nasone*), talaltra per renderlo minaccioso, amplificando l'angoscia di castrazione (come nel sogno del serpente a sonagli). Solo più tardi, dopo un lavoro di elaborazione delle imago materne e di una nuova possibilità di identificazione con il padre, di cui Hugo Pratt, il disegnatore italiano che aveva soggiornato a Buenos Aires ha svolto la funzione di mediatore, Luciano ha potuto riconoscere il proprio affetto transferale paterno. Esilio dalla lingua, dalla terra-madre, ma anche dalla madre-patria. Mater, Pater, non si tratterà dell'esilio dalla scena primaria, dall'incontro che Luciano avrebbe voluto evitare? Di fingere di essere partiti perché si è attraversata una frontiera quando si dimora ancora in un recinto con la propria madre, rappresentato dall'estasi provata al cospetto dell'uovo di Piero della Francesca?

Il ricorso a una lingua appresa in un secondo tempo – propone Lagache (1956) – offre al paziente maggiori possibilità di repressione. Esso può consentire lo svolgimento di una cura che sarebbe insostenibile con il solo mez-



zo della lingua materna. La lingua unica, adamitica di prima di Babele – sotto lineano Amati, Argentieri e Canestri (1990) – possiede un valore mitico. La leggenda di Babele si congiunge con il mito dell'Uno primordiale, della fusione, fonte di vertigine e di panico se si tiene conto della clinica della psicosi, aggiungono questi stessi autori. «Solamente dopo la scissione e la rimozione, questa sarà fonte di nostalgia, richiamo del paradiso immaginario dal quale noi siamo stati esiliati».

Una famosa locuzione italiana riassume bene l'effetto del passaggio da una lingua ad un'altra e dell'impossibilità di ogni traduzione: "*traduttore, tradito*" [in it. nell'orig.]. Ora, dal punto di vista psicoanalitico, ci si può domandare: *traditore* di che cosa, di chi esattamente? Del senso del testo, della semantica? Di tutto ciò, ben inteso: *traditore* della lingua materna, della sua sintassi, delle sfumature della sua grammatica impossibili da riprodurre fedelmente in un'altra lingua. Ma soprattutto *traditore* della lingua della madre, vale a dire del discorso che una madre rivolge al suo bambino sin dalla nascita – e talvolta anche da prima – del vincolo dei significati che lei gli impone, serrandolo nella rete delle proprie parole. Lasciare la lingua della madre equivale ad uscire da una relazione fusionale, dalla confusione di due voci che non sanno esprimersi se non all'unisono.

Il poliglottismo rende esplicito il distacco necessario dal discorso della madre che anche il monolingue è tenuto ad affrontare. La psicoanalisi non è una questione di cose. Contrariamente alle apparenze, non è nemmeno una questione di parole. La psicoanalisi – dice Gillibert (1989) – si situa tra le parole e le cose, più vicina alla poesia – e aggiunge – più vicina all'emozione. Si tratta di seguire i percorsi dell'affetto, di lasciare che esso si esprima attraverso le parole e le lingue che più gli convegnono.

(Traduzione di Paola Cascino)

## Riassunto

Se accettiamo l'idea che nel corso del passaggio da una lingua all'altra, il multilingue arricchisce il tessuto del suo preconsciouso con altre rappresentazioni di parole, dobbiamo chiederci che ne è dei loro legami con le rappresentazioni di cosa. I due sistemi si riferiscono sempre alla stessa rappresentazione di cosa? O, al contrario, la rappresentazione di cosa viene anch'essa modificata? E che ne è dell'affetto, allora? Partendo da queste domande e da alcune vignette cliniche, l'Autore cerca di seguirne la singolarità dei percorsi psichici dell'affetto di un paziente che ha deliberatamente scelto di fare l'analisi in una lingua diversa da quella materna e del valore che ha assunto nel suo immaginario la *Pala di Brera* di Piero della Francesca.



## Summary *From the language of the mother to the maternal language*

If we accept the idea that during the passage from one language to another, polyglots enrich their preconscious with new word presentations, we have to ask ourselves what happens to the link of these word presentations to thing presentations. Do those two systems refer always to the same thing presentations? Or, on the contrary, thing presentations are modified as well? Starting from these questions and from some clinic fragments, the Author tries to follow the singularity of the psychic pathways of the affect in a patient who deliberately chooses to make his analysis in a different language from his mother tongue and the value a picture of Piero della Francesca, *La pala di Brera*, assumes in his imagery.

## Bibliografia

- Amati Mehler J., Argentieri S., Canestri J. (1990): *La babele dell'inconscio*. Milano: R. Cortina.
- Anzieu D. (1985): *L'io pelle*. Roma. Borla, 1987.
- Baranger W. E M. (1962): "La situación analítica come campo dinámico". In: Kargieman [ed.] *Problemas del campo analítico*. R.F.P., 6, 1985.
- Castoriadis-Aulagnier P. (1971): "le sens perdu", *Topique*, 7-8.
- Cournut M. e J. (1993): "Sur le corps de l'autre. Castration et féminin dans les deux sexes. Rapport 53è Congrès des Psychanalystes de Langue des Pays Romains", *Bulletin de la S.P.P.*, n. 27.
- Couvreur C. (1993): "La menace qui émane de la mère, de la femme", *Bulletin de la S.P.P.*, 28, pp. 23-27.
- Dante (1315): *De vulgari eloquentia*. Firenze. Le Monnier, 1957.
- David C. (1964): "D'une mythologie masculine touchant la féminité". In: Chasseguet-Smirgel I. [a cura di] *La sessualità femminile*. Roma-Bari: Laterza, 1978.
- Denis P. (1984): "Homosexualité et identité", *Cahiers du Centre de Psychanalyse et Psychothérapie*, n. 8.
- Derrida J. (1996): *Il monolinguisimo dell'altro*. Milano: R. Cortina, 2004.
- de Urtubey L. (1988): "Dites tout ce qui vous passe par la tête, tout comme cela vous vient et dans la langue où cela vous vient", *Revue Fr. de Psychanal.*, 2, pp. 463-472.
- Ferenczi S. (1932): *Confusione di lingue tra gli adulti e il bambino*. In: *Opere*. Milano: R. Cortina, 1989-1990.
- Flegenheimer F. (1989): "The polyglot patient and the polyglot analyst", *Int. Rev. Psychoanal.*, 16, pp. 377.
- Freud S. (1915): *L'inconscio*. OSF, vol. 8.
- Freud S. (1925): *La negazione*. In: OSF, vol. 10.
- Gillibert J. (1989): "L'inconscient aux portes de la construction symbolique dans le langage poétique et le langage de la schizophrénie", *R.F.P.*, 6.



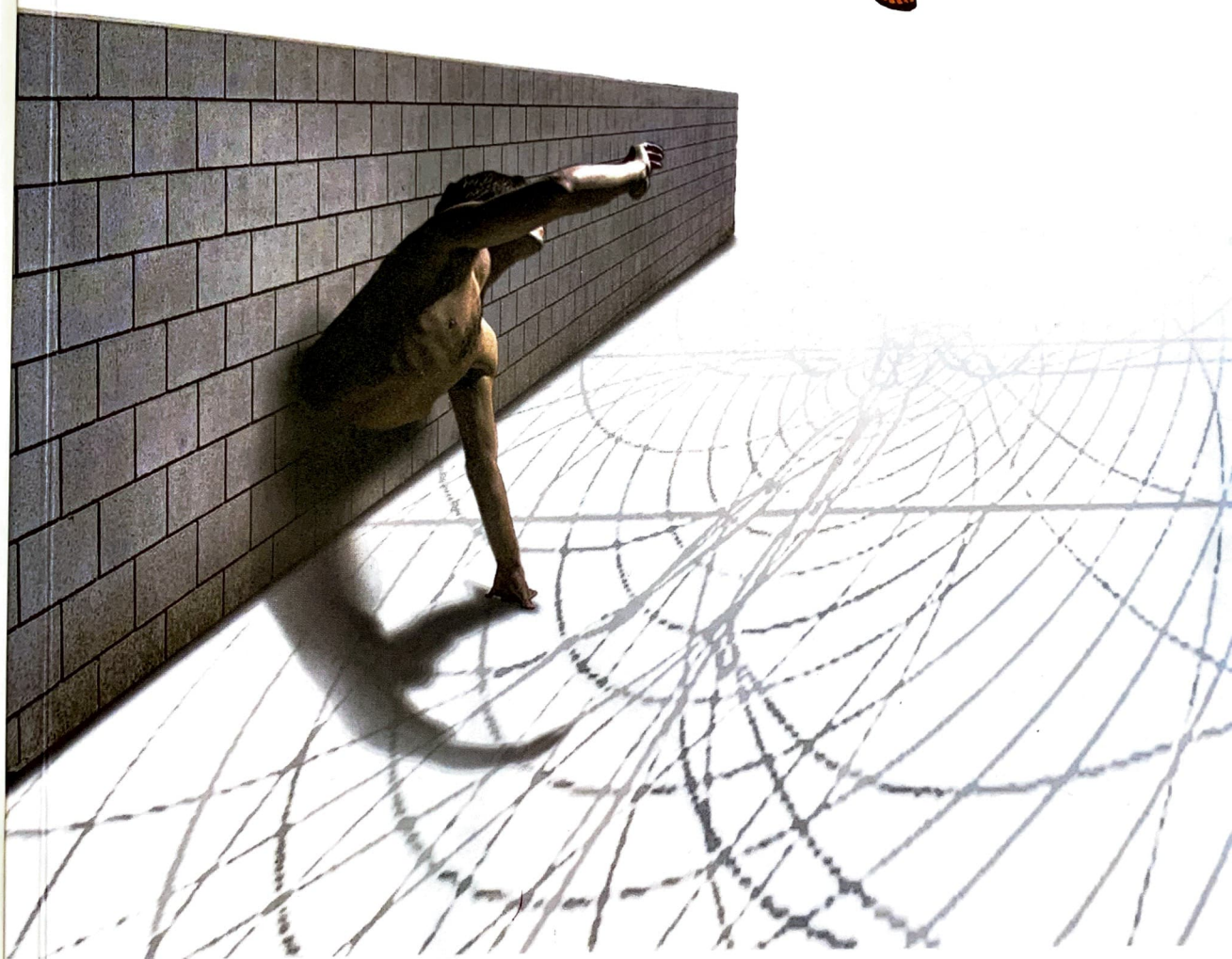
- Green A. (1973): *Il discorso vivente: la concezione psicoanalitica dell'affetto*. Roma: Astrolabio, 1974.
- Green A. (1980): "Passions et destin des passions", *Nouv. Rev. Psychoanal.*, 21, pp. 5-41.
- Green A. (1983): "Le langage dans la psychanalyse", *Les Rencontres psychanalytiques d'Aix-en-Provence*.
- Green A. (1984): "Le langage dans la psychanalyse", *Langages*. Paris: Belles Lettres.
- Green A. (1993): *Il lavoro del negativo*. Roma: Borla, 1996.
- Lagache D. (1956): "Sur le polyglottisme dans l'analyse", *La Psychanalyse*, 1, pp. 167-178.
- Neyraut M. (1974): *Il transfert*. Roma: Astrolabio, 1975.
- Penot B. (1994): "L'implication subjective de l'analyste est-elle soluble dans la gestion de contre-transfert", *R.F.P.*, pp. 1593-1596.
- Pragier G. (1986): "Le sexe des anges", *Bulletin de la S.P.P.*, 10, pp. 93-110.
- Réau R. (1957): *Iconographie de l'art chrétien*. Paris: PUF.
- Rizzuto A.M. (1989): "A hypothesis about Freud's motive for writing the monograph *On aphasia*", *Int. Rev. Psychoanal.*, 18, 111.
- Rousseau J.J. (1781): *Saggio sull'origine delle lingue*. Torino: Einaudi, 1989.
- Tesone J.E. (1996): "Multi-lingualism, word-presentations, thing-presentations and psychic reality", *Int. J. Psychoanal.*, 77, 871.
- Wilgowicz (1991): *Le vampirisme*. Lyon: Césura.
- Wolfson L. (1970): *Le schizo et les langages*. Paris: Gallimard.

Juan Edoardo Tesone  
 Teodoro Garcia 2475 - 3° B  
 1426 Ciudad de Buenos Aires  
 Argentina



# Revista de Psicoanálisis de Guadalajara

NÚMERO 10 / 2016



ISSN: 1870-5952



ASOCIACIÓN PSICOANALÍTICA  
DE GUADALAJARA



# Incesto: el cuerpo robado

JUAN EDUARDO TESONE\*

SIGNOS

"Tudo quanto o homem expõe ou exprime é uma nota à margem de um texto apagado de todo. Mais ou menos, pelo sentido da nota, tiramos o sentido que havia de ser o do texto; mais fica sempre uma dúvida, e os sentidos possíveis são muitos".

FERNANDO PESSOA  
(como Bernardo Soares)

**Livro do Desassossego**

Erídices, como llamaré a esta paciente, no deja el infierno de las prisiones de la dictadura argentina por gracia de Orfeo, sino por lo que los militares llamaban eufemísticamente "la opción". Es decir, que habiendo sido considerada prisionera política del régimen y padecido la cárcel, sin juicio ni sentencia, se le daba "la opción" de continuar presa o ser expulsada del país a un destino lejano. Fue así como llegó a París, catapultada de la cárcel de una provincia argentina. Si me consienten, diré por suerte para ella, había sido encarcelada en los meses que precedieron el golpe militar de marzo de 1976, lo cual le valió figurar en los registros de la cárcel, condición que le permitió quizás escapar al trágico destino de "desaparecida". Había pasado tres años en la cárcel, entre sus 17 y 20 años. Su "crimen" consistió en pegar affiches en contra del régimen político del momento, lo cual le significó ser considerada "subversiva", de acuerdo a la lexicografía de la época. Por orientación de un grupo de ayuda, me es derivada a un servicio hospitalario de París en el cual trabajaba. Es en ese marco que tiene lugar la primera entrevista. A un corto período frente a frente en medio institucional, seguirá un análisis que duró varios años y cuyo eje fueron las experiencias traumáticas que atravesaron su vida.

Su estado físico, deplorable al salir de prisión, dejaba entrever, sin embargo, sus gráciles rasgos femeninos, casi adolescentes, de una identidad sexual duramente castigada por los años de prisión. Prácticamente desde su encarcelamiento, una anorexia que potenció la pérdida del cabello, y una amenorrea crónica, expresaron en su cuerpo la intensidad del sufrimiento padecido. Por razones obvias de tiempo, no

\*Juan Eduardo Tesone  
Miembro titular  
de la Société  
Psychanalytique de  
Paris y miembro titular  
en función didáctica  
de la Asociación  
Psicoanalítica  
Argentina

jetesone@hotmail.com



haré el relato de un análisis que duró varios años. Me limitaré a dos escenas traumáticamente entrelazadas.

Las condiciones de la cárcel, el hacinamiento, el maltrato, la repugnancia por el olor de las letrinas que invadía la celda compartida con otras dos prisioneras, formaron parte del relato del perjuicio padecido. Mucho más tarde, cuando sus angustias persecutorias y de desconfianza transferencial se vieron apaciguadas, me relata una escena, particularmente angustiante. Nunca la había contado; a nadie, me aclara. Quizás ni a ella misma. Balbuceando con dificultad para poner en palabras lo sucedido, me cuenta que en una oportunidad, estando ella en la celda, se introduce al interior de la misma un oficial del ejército. Ni la presencia de sus compañeras ni su propia resistencia habían podido impedir que el militar la penetrara digitalmente en su vagina. Lo sucedido llegó a oídos del jefe de la prisión, un militar de mayor rango, quien no encuentra mejor cosa, para supuestamente averiguar lo ocurrido, que organizar un careo entre Eurídice y el oficial violador. Frente a dicho siniestro personaje, y en presencia del jefe, no atinó a hacer la menor acusación. En primer lugar, pues lógicamente teme por su vida y las represalias del violador. Pero en segundo lugar, y lo dice en sollozos, sofocada, porque en el momento de la penetración, había sentido placer... Y dicho placer, avergonzada, habría invalidado, en su vivencia, su derecho a denunciarlo. Se reprochaba, o mejor dicho, reprochaba a su cuerpo de haberla traicionado, de haberse entregado a la violencia libidinal del carcelero, personaje detestable y que odiaba. Esta experiencia le produjo un sentimiento de extrañamiento, casi un momento psicótico de desdoblamiento de su personalidad.

Esta escena, de por sí traumática, se revelará más tarde no exactamente como recuerdo encubridor, aunque obrara como pantalla, sino, diría, como la vivencia de repetición: en su vida, en más de una oca-

sión no había podido disponer libremente de su cuerpo. Un cuerpo que le había sido robado de manera repetitiva. Desde aproximadamente los tres años y hasta los 6 o 7, su abuelo materno había abusado sexualmente de ella, bajo la forma de fellatios y tocamientos. Desde aquella época, nunca había podido hacerse curar los dientes, las múltiples tentativas de confiarle su boca a un dentista, o sea a un otro, la sumían en crisis de angustia expresados en forma de gritos y llantos. Sus padres, separados, en particular la madre con quien vivía, nunca habían emitido la mínima sospecha de lo que ocurría. Eurídice nunca pudo contar lo sucedido ni acusar al abuelo. La repugnancia asociada a una "extraña excitación" le hacían, retrospectivamente, odiar su cuerpo. En aquella ocasión, "la opción" también se planteaba como de vida o muerte. No tanto de muerte real como en la cárcel, sino como muerte psíquica. A pesar del terror que le inspiraba, pudo, sin embargo, a partir de cierta edad, apartarse de dichas prácticas perversas a las cuales la compelia bajo amenazas su abuelo materno.

En este breve y doble relato de lo traumático aparece, en filigrana, cómo la excitación generada en el cuerpo de la niña incestada por la efracción de la excitación venida del exterior sin acuerdo ni deseo, produce un efecto traumático. Dicho cuerpo, que responde de manera incontrolada a la excitación externa, se convierte él mismo en cuerpo externo, en un desdoblamiento del Yo. Ese cuerpo que le hizo sentir cosas es y no es su cuerpo. La excitación producida no la hace aun así deseante, dado que es una excitación desubjetivizante. Es una violencia agregada a la violencia de la penetración, que sea oral como en su infancia o vaginal como en la cárcel. No interviene el deseo, es una excitación robada, es una estafa dado que dispara la excitación pulsional sin el consentimiento del sujeto. El colmo del trauma "es ese encuentro bruto y brutal con



un acontecimiento des-simbolizante que no permite que el sujeto asegure más su continuidad vital" (Assoun). El cuerpo adquiere así un carácter de extraterritorialidad, con un fuero propio, que requiere ser castigado. Es triplemente traumático: por la efracción y sobrecarga del hecho en sí mismo, por la excitación alienante producida sin acuerdo ni deseo y por la experiencia de desubjetivación que la misma implica. Es un goce asociado a la pulsión de muerte, desligazón de las pulsiones que desestructura y aniquila la capacidad deseante. El enemigo deviene no sólo el abusador, sino también el propio cuerpo vivido con vergüenza y hasta con desprecio. Es el cuerpo abusado que "merece" castigo por haber hecho sentir, a pesar de sí misma, excitación. Una excitación no metaforizada, pura carga, mezclada de angustia, pero excitación al fin. El perjuicio se hace cuerpo... en el cuerpo.

Otra paciente, que llamaré Danaides, pues comía de manera insaciable, maltrataba su cuerpo con comida, forma de castigo oral que puede tomar la necesidad de flagelar el cuerpo. De niña, había padecido el incesto de su padre, en forma de masturbación recíproca. Su madre, a quien había intentado contar lo sucedido, la había tratado de mentirosa, descalificando su relato pero por sobre todo su propia percepción de lo ocurrido. Danaides había desarrollado como una fobia a su propio cuerpo, que prácticamente no podía ver desnudo frente al espejo. Si bien cuando consulta estaba casada y tenía una niña, hacía nueve años que no tenía relaciones sexuales con su marido ni con ningún otro hombre. Residiendo en una ciudad marítima, no iba nunca a la playa. Eventualmente caminaba por la arena pero vestida con largas túnicas que envolvían su cuerpo de mujer, enmascarado por su gordura y la ropa que elegía ponerse. Evitaba toda mirada masculina, ante el menor riesgo de confrontarse con una mirada deseante. Diría que Danaides convivía dolorosamente con

un cuerpo que se suponía era el suyo, pero que temía a todo momento que la traicionara. Su matrimonio se había convertido para ella en la situación enclaustrante de la impotencia infantil, cuando no podía escapar de la opresión paterna. Tenía la "ventaja", para ella, que a diferencia de su infancia, ningún vínculo sexual despertaba sensaciones en su cuerpo. Paradoja paralizante, escapando así al imperio de una sexualidad vivida traumáticamente, conservaba simultáneamente a su padre como *partenaire* imaginario. Su vivencia de vergüenza ante la mirada del otro la humillaba, pero dicha vergüenza le permitía situarse respecto a su ideal mancillado; el hecho de sentirla era la prueba que seguía existiendo como sujeto (Assoun).

Cuando un padre incestuoso se sirve del cuerpo de su hija para obtener un cierto tipo de goce, le niega simultáneamente su condición de niña separada de su padre. En una relación que definiría como narcisista-omnipotente, el padre (o la madre, eventualmente) abusa de la niña o el niño en este sentido: niega su estatuto de sujeto.

El acto incestuoso deniega la incompletud. Es un intento desesperado para evitar la confrontación –a la que está sujeto todo ser humano– con la ambivalencia y la pérdida del objeto. El incesto busca la aconflictualidad, intentando borrar el conflicto con el Yo, que supone la existencia de un otro irreductible. Si Derrida nos recuerda que la falta no falta nunca, el padre abusador pretende, por el contrario, que puede no haber falta.

El hombre incestuoso no busca integrar una bisexualidad psíquica siempre conflictiva; por el contrario, querría que la sexualidad y la diferencia de sexos fuese a-conflictiva.

Estamos, aquí, muy lejos de la concepción de Freud, que parecía admitir en todo acto sexual la implicación de cuatro personas (carta a Fliess del 1-8-1899) en alusión a la bisexualidad psíquica. En el caso que nos interesa, no se puede ni siquiera hablar de



La implicación de dos personas en la medida que el otro no existe. Si se aceptara, como lo proponía Lacan, la idea de que "la mujer, no siendo toda", "no hay (por lo tanto) relación sexual", se podría decir que el hombre incestuoso busca una relación sexual "complementaria" en la medida que, en búsqueda de una completud, quiere toda la mujer en él.

El padre incestuoso quisiera aprehender la feminidad a través del acto incestuoso, apropiársela por medio de una actividad pretendidamente masculina puesta al servicio de la denegación de la diferencia de sexos y de las generaciones.

En otras palabras, el padre incestuoso busca la completud porque teme que el desgarramiento narcisista provoque su desmoramiento. Teme que la sexualidad de la niña haga surgir su propia sexualidad infantil con el efecto traumático concomitante, siendo entonces vivida la niña como el espejo de aumento de la sexualidad pre-genital en su dimensión femenina no integrada del padre. Para intentar lograr sus fines, no duda en demoler el deseo y, por ende, el pensamiento de la niña, dejándola en un estado de desestructuración psíquica, consecuencia inevitable de los traumatismos acumulativos a los cuales es sometida. El niño, mediante una forma de hipnosis, es compelido a la inmovilización paradjica; su silencio refleja quizás el vacío representacional en el cual es aspirado. El Yo narcisístico del padre incestuoso engloba al otro concebido como una mera extensión de sí mismo. El deseo del uno no es compatible con el deseo del otro. En su "utopía totalizante", el padre incestuoso se vive como dueño del tiempo y de la muerte. Queriendo abarcar en sus redes al niño, pretende ignorar que, por esencia, el otro, ya sea fantasmático o real, entra en relación conflictiva con el Yo. El Yo del padre incestuoso pretende atrapar en su red al otro, pero al hacer esto lo desvitaliza.

La "relación" sexual incestuosa no debería de ser un equivalente masturbatorio,

El adulto abusador, en lugar de ser el soporte de la ley exogámica, se pretende endogámica, donde se presenta como un ser todopoderoso y sin fallas a quien todo le pertenece. Niega a la niña su estatus de sujeto-separada de su padre. Es frecuente encontrar como estructura psíquica la per-

El intento del padre abusador podría ser graficado como un triángulo cuyos vértices no cierran, incluido en una configuración circunscripta. En su utopía expansionista, el padre abusador pretende borrar los vértices del triángulo, englobándolo en su megatomanía del Uno. Entre el padre abusador y la niña, no existe una relación de sí-mismo a un otro (que desaparece), sino de sí-mismo a sí-mismo.

El intento del padre abusador podría ser graficado como un triángulo cuyos vértices no cierran, incluido en una configuración circunscripta. En su utopía expansionista, el padre abusador pretende borrar los vértices del triángulo, englobándolo en su megatomanía del Uno. Entre el padre abusador y la niña, no existe una relación de sí-mismo a un otro (que desaparece), sino de sí-mismo a sí-mismo.

La niña, narcisísticamente seducida por el padre, se funde en el cuerpo paterno. El mito del Uno, es decir, la ilusión de ser un ser todopoderoso y sin fallas, es el fantasma común a los padres abusadores. Su descendencia no existe sino en el interior de ese Yo que se pretende grandioso. El niño o la niña no tiene otro valor que el de apéndice narcisístico.

El intento del padre abusador podría ser graficado como un triángulo cuyos vértices no cierran, incluido en una configuración circunscripta. En su utopía expansionista, el padre abusador pretende borrar los vértices del triángulo, englobándolo en su megatomanía del Uno. Entre el padre abusador y la niña, no existe una relación de sí-mismo a un otro (que desaparece), sino de sí-mismo a sí-mismo.



versión narcisística, en la cual la perversidad tiene por objeto la desestima de la existencia de la realidad psíquica del otro, apunta a destruirla, a reducirla o a rebajarla. Niega toda conflictualidad interna, anexando el otro a su narcisismo. Busca una doble inmunidad: respecto a sus conflictos internos y respecto al objeto. Hace como una negación preventiva ontológica de la existencia del otro. La forclusión psicótica o la desestima perversa están a menudo en juego, tomando el otro a menudo, el valor de un objeto fetichista inanimado.

Es así que las pulsiones de destrucción parecen jugar el rol de último recurso buscando neutralizar al objeto, englobando la realidad que lo rodea en la misma devastación.

Lacan, convocando a Kant y Sade, remarca sus coincidencias. Y afirma que, para alcanzar absolutamente lo que define como el *Das Ding*, para abrir todas las vías del deseo, encontramos al fin de ese camino el dolor. El dolor del otro, pero también el dolor del propio sujeto, dado que en dicha ocasión son lo mismo: "lo extremo del placer, en la medida que consiste en forzar el acceso a la Cosa, no podemos soportarlo".

Ferenczi (1932), en su famoso artículo sobre la confusión de lenguajes entre el niño y el adulto, subrayó precisamente que la confusión proviene del hecho que el adulto responde al pedido de ternura del niño con el lenguaje de la erotización. La primera reacción del niño, dice Ferenczi, sería el rechazo, el odio, el asco; una resistencia violenta. Sin embargo, en la medida en que la coerción persiste, y por introyección del agresor, este último desaparece como realidad exterior. El agresor no siente culpa, pues la proyecta en el niño. Y el niño, al introyectar el sentimiento de culpabilidad, que es evacuado por el adulto, reclama luego un castigo. Y ese castigo a menudo es ejercido en el propio cuerpo, al cual, en un clivaje del Yo, se lo responsabiliza de haber tenido experiencias de excitación a

pesar de la repugnancia del acto. Es frecuente que chicos que han vivido relaciones incestuosas tengan trastornos de la alimentación como Eurídice y Danaides, accidentes a repetición con fracturas o, incluso, francos intentos de suicidio, como expresión de una necesidad de castigo interno. En "Principios de relación y neocatarsis", Ferenczi afirmó que "padres y adultos pueden ir muy lejos en su pasión erótica por los niños", y sugiere como hipótesis de la amnesia consecutiva a este tipo de traumas una "psicosis pasajera" como primera reacción al shock. Concibe a la misma como "una ruptura con la realidad por un lado en forma de alucinación negativa, y por otro en forma de compensación alucinatoria positiva inmediata que da ilusión de placer". Se genera "un clivaje psicótico de una parte de la personalidad que permanece secreto", induciendo "una auto-destrucción psíquica", que busca paradójicamente protegerlo de la emergencia de la angustia; lo condena a un sufrimiento mudo.

La efracción de lo cuantitativo, de lo perceptual pulsional, induce un daño cualitativo aún más devastador en la medida que el incesto ha sido repetitivo en el tiempo, actuando por traumatismos acumulativos, que impregnan el psiquismo de pulsión de muerte.

Se produce un triple efecto traumático: 1) lo traumático del exceso de carga, 2) la descalificación perceptual a menudo asociada (el adulto le dice al niño que el incesto no es un incesto, es decir, niega el carácter de gravedad del acto), 3) en el acto mismo del incesto, el niño se convierte en huérfano (el padre y/o la madre siguen siendo los progenitores biológicos pero han borrado la función simbólica paterna y/o materna). El efecto traumático puede ser visiblemente inmediato o enquistarse y obrar mucho más tarde como una verdadera bomba de tiempo.



## De la teoría de la seducción a la seducción traumática: incesto

Cuando la sexualidad del adulto hace irrupción en el cuerpo del niño, forzando por efracción la barrera de para-excitación, el adulto perfora el envoltorio representado por el Yo-Piel del niño y provoca una vivencia traumática con consecuencias psíquicas que tienen una grave potencialidad patógena. Estamos muy lejos de la teoría de la seducción, entendida como constitutiva del aparato psíquico. En el caso del abuso sexual, diría que los significantes no son ya más enigmáticos como en el caso de la seducción originaria; por el contrario, están demasiado cargados de significación. Se trata de una significación que le viene desde el afuera, constituyendo para el niño un *demasiado lleno de significancia*, fuente de violencia. Pienso, y en ese sentido me alejo de la concepción de Laplanche, que la violencia no consiste tanto en la necesidad de traducción que se impone al niño, sino en la necesidad que tendrá el niño en deconstruir ese *plus de sentido* que no le pertenece por completo. El enigma es un sentido a construir, a revelar. *El significado inoculado por el padre incestuoso al niño, será un sentido a deconstruir.*

El padre incestuoso inscribe una traza en la topología de la superficie corporal del niño, modificando dramáticamente el curso de su organización libidinal, e induce una sobrecarga pulsional que desgarrar la barrera de para-excitación. Lo cuantitativo adquiere un valor cualitativo. En *Etiología de la Histeria* (1896), Freud dice, hablando de escenas de agresión sexual: "*en realidad ha sobrevenido una transferencia de la enfermedad, una infección en la niñez*", por parte del adulto. La imagen es fuerte y destaca, me parece, la idea de invasión, asalto y permanencia de algo del abusador en el abusado más allá del efecto traumático por sobrecarga de estímulos. Además del aspecto puramente económico en función de la sobrecarga pulsional

que se ejerce en el niño, hay una sobrecarga semántica, *un plus de significancia* que el niño deberá, más tarde, deconstruir para no quedarse atrapado en la geografía libidinal que le impone el agresor. Si bien el niño no es una *tábula rasa*, en la cual el padre incestuoso imprime sus pulsiones, el curso de su organización libidinal puede verse orientado a pesar suyo. El acto incestuoso no libidinaliza el cuerpo del niño, como lo hacen las caricias parentales de la seducción primaria. Por el contrario, el incesto lo congela, lo petrifica, lo impregna de pulsión de muerte, marca trazada con un punzón que lo impele a la compulsión, a la repetición.

En la seducción primaria, las caricias son portadoras de la pulsión de vida, y tienden a ligar las pulsiones parciales, dando la posibilidad al niño de esbozar movimientos integradores de un Yo corporal rudimentario.

En la seducción traumática, predomina la pulsión de muerte que, en lugar de favorecer la integración pulsional, induce una función que Green llama "la función desobjetalizante de la pulsión de muerte". El niño no tiene un estatuto de sujeto sino de objeto parcial. La sexualidad, externa-interna, no deviene ya fuente de vida y de ligazón, sino un objeto persecutorio mortífero responsable de la desmezcla de las pulsiones y del pensamiento.

Si la pulsión de muerte es desobjetalizante para el otro, también lo es, simultáneamente, para el sujeto del cual emana. Más sentirá su Yo amenazado por un narcisismo vacilante y que flaquea; más querrá dominar, domeñar al objeto como una tentativa desesperada de conservar una precaria unidad.

Y aquí la clínica plantea una pregunta a la teoría psicoanalítica, que es la siguiente: ¿el objeto de la pulsión es siempre contingente? En "Pulsiones y destinos de pulsión" (1915), Freud dice que "*el objeto es lo más variable en la pulsión*", y más adelante agrega que el objeto: "*Puede ser reemplazado a*



voluntad a lo largo de los destinos que conoce la pulsión". Green, sin embargo, piensa que Freud no propuso un sistema cerrado que negara la importancia del objeto. En el caso particular del incesto, el niño o la niña no tiene un estatuto de sujeto sino de objeto parcial de las pulsiones parciales del padre abusador. Y en este particular vínculo incestuoso, el niño-objeto parcial, me parece, no es contingente para las pulsiones parciales del padre abusador. La problemática narcisista tan frecuente en los padres incestuosos requiere como objeto parcial aquel que se le aproxima más desde el punto de vista de su exigencia narcisística: es decir, sus propios hijos, como pseudopodos, como emanación narcisística que los sitúa entre una parte de su propio cuerpo y un objeto externo. El objeto de la pulsión en estos casos no me parece contingente, exige un lazo de filiación, vía desplazada de la libido narcisista. Los padres incestuosos no entran en la calificación general de paidofilia, sino que constituyen una categoría particular de perversión donde el objeto de sus pulsiones debe tener una relación necesaria de filiación.

¿Y por qué hablo de pulsiones y no hablo de amor o eventualmente de odio, dado que se trata de relaciones entre padres e hijos? Y bien justamente porque creo que en ese reino de la pulsión parcial, no se puede hablar ni de amor ni de odio. El niño no es un objeto contingente sino necesario para el frágil andamiaje narcisístico del padre abusador. El vínculo incestuoso niega la existencia del niño como separado de los padres. El padre incestuoso no libidiniza al niño o a la niña, le vampiriza su sexualidad naciente, pretende controlar en el niño lo que no logra sintetizar en su propia organización libidinal. Es decir, su propia anarquía pulsional y la amenaza que la misma impone a su narcisismo y a su expansión, tanto más grandioso que su estructura narcisística es precaria. Por todos los medios, el abusador niega la primacía de lo genital y pretende ignorar la

angustia de castración que quiere evitar a cualquier precio. En un trabajo anterior, adelantaba la hipótesis según la cual "el hombre incestuoso intenta fundirse en el cuerpo de su hija, formar uno con ella, robarle la femineidad naciente para poseer entonces los atributos de los dos sexos". El niño incestuado, un niño desesperado, desamparado, a la vez frente al mundo de sus pulsiones y al mundo externo.

Volvamos al sentido etimológico de seducción que, en el caso de la seducción traumática, adquiere todo su valor semántico: del latín *seducere*, o sea separar. En la seducción traumática, y aún más en el caso del incesto, la violencia de la intrusión en el niño de una sexualidad cargada de una significación que no le pertenece, lo separa de sí mismo, lo separa de su condición de sujeto, lo separa de una función parental capaz de contener su propia pulsionalidad. Como requisito previo para poder emerger en tanto que sujeto de deseo, el niño deberá *deconstruir el plus de significancia*, alejarse del goce mortífero que el genitor incestuoso le inoculó a su sexualidad en devenir. Que pueda reencontrar la función simbólica parental que fue barrada por sus propios progenitores, en algún otro adulto que esté en condiciones de asumirla.

### **Entre la subjetividad deseante y el poder despótico**

*En todo incesto hay crimen. Muerte del alma, como diría Schreber, que de eso sí entendía. Pero concomitantemente, quizás en todo crimen hay una dimensión incestuosa, lo cual pone en relación el incesto con la dimensión incestuosa de todo acto abusivo de los regímenes despóticos, entre los cuales la tortura. ¿Acaso Creón, en su empecinamiento en no permitir a Antígona honrar a su sen-timiento fraterno, en su violencia política en nombre de la razón de Estado, no retrotrae a la misma a la dimensión incestuosa de su historia familiar?*



¿Antígona, en su lucha con su tirano tío, no busca recrear lazos familiares en los cuales reine la Ley simbólica, alejando así el encadenamiento infernal del incesto y del parricidio que recorre las distintas generaciones?

Curiosa mezcla la de Creón, entre su poder despótico en nombre de la *ciudad* y su concepción de la función paterna. Aca-so no aconseja a su hijo Hemón, novio de Antígona, quien se rebela frente al poder despótico de su padre: "He aquí, hijo mío, la regla que debes conservar en el fondo de tu corazón: estar siempre ahí, detrás de la voluntad paterna". Teniendo que tener alejada a la mujer: "Es mejor - dice Creón- sucumbir al brazo de un hombre, de manera tal que no vengas a decir que estamos bajo las órdenes de una mujer". Como lo remarca Segal (1981), citado por George Steiner, "el conflicto entre Creón y Antígona no opondrá solamente la *ciudad* a la casa, opondrá también el hombre a la mujer. Creón identifica su autoridad política a su identidad sexual". Y pregunto: ¿Creón pretende mantener alejado a la mujer o a lo femenino en el hombre? En todo caso, no fue matando a Antígona y empujando a su esposa al suicidio, que Creón solucionó el conflicto entre lo femenino y lo masculino... en él. Preludio quizás de su propia muerte.

Disponer del cuerpo del otro ha sido siempre la manera de manifestarse de los sistemas totalitarios, públicos, privados o corporativos.

¿Es casual que la paciente Eurídice asocie las dos escenas, la del incesto con su abuelo y la escena de abuso en la cárcel? No dudamos del carácter violento del incesto del abuelo. ¿Pero el carcelero, al violentarla sexualmente, no transgrede al mismo tiempo el basamento de toda ley simbólica, que es la prohibición del incesto?

Los regímenes despóticos pretenden instalar una lógica jurídica (¿no suelen ser prolíficos en leyes de todo tipo?) en detrimento de la Ley simbólica. Y cuál es la Ley simbólica por excelencia sino la Ley de prohibición del incesto.

Antígona, en uno de los versos, se lamenta y exclama: "¿Padre, por qué me has abandonado?". Y como bien lo remarca Lacan, el suplicio de Antígona va a consistir en estar encerrada, suspendida, en la zona entre la vida y la muerte. Sin estar aún muerta, está como tachada del mundo de los vivos. Antígona se identifica con Niobé, petrificada. Y Lacan subraya que dicha petrificación es quizás la expresión de la pulsión de muerte. ¿Y no es de esa petrificación que sufre la niña incestada, impregnada de la pulsión de muerte por parte de su padre, que en el mismo acto del incesto la abandona como hija? ¿La excluye de una filiación posible?

La niña incestada, para poder advenir a la vida, debe despojarse de la cultura de muerte trasvasada por un padre incestuoso, luchar contra el poder despótico de un padre narcisista omnipotente, expresión desesperada del intento de completud de este último, que se revela mortífero. La niña incestada debe deconstruir la sexualidad inoculada, alejarse de un goce mortífero, reapropiarse de su cuerpo, hacerlo finalmente suyo.

Salvando las distancias, me permito preguntar: ¿no se parece a lo que tienen que hacer los sujetos frente a un estado despótico? Si me admiten la extrapolación, el porvenir de nuestras democracias es tributario de dicha lucha incesante. En esa lucha incesante, para protegerse de lo narcisista omnipotente, reino de lo mortífero que representa todo poder que se excede y la construcción de la subjetividad deseante, radica quizás la verdadera "opción".